Beſchreibung und Erklärung

des

Denkmales

Friedrichs des Zweiten

in Berlin.

Von

August Kopiſch.

Berlin.
Verlag von Ernſt & Korn.
(Gropius'ſche Buch- und Kunſthandlung.)
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Friedrichs des Zweiten Denkmal, auf Befehl Friedrich Wilhelms des Dritten begonnen, unter Friedrich Wilhelm dem Vierten durch Chriſtian Rauch auf granitnem Grundbau von Erz errichtet, iſt vollendet.

Im Jahr 1840, zur hundertjährigen Feier der Thronbeſteigung des Königlichen Heros, ward am öſtlichen Ende der Linden in Berlin der Grundſtein dazu gelegt und eilf Jahre ſpäter am 31. Mai 1851 wird das ſinnvoll durchdachte, trefflich ausgeführte Werk an derſelben ihm geweihten Stelle feierlichſt enthüllt.

Der Verhang fällt. Mächtig erhöht, über den Häuptern der Menge, erſcheint die ehrfurchtgebietende Geſtalt auf gewaltigem Roſſe rieſengroß; ſonſt ganz in der Weiſe, wie Berlin den Lebenden durch die Straßen reiten geſehen: im dreieckigen Hut, im Uniformrock mit Schärpe und Degen, in Reiterſtiefeln. Mit der Linken führt er den Zügel, die Rechte, woran ſein Krückſtock hangt, hält er nach Gewohnheit in die Hüfte geſtemmt und ſchaut gelaſſen vor ſich hin, rechts herab. Hinzugefügt ward der ſchlichten Ueberlieferung nur der Pomp des Königlichen Hermelin-

mantels; doch, der Geſtalt nichts zu rauben, warf der Künſtler ihn über die Schultern des Helden zurück, ſchönfaltig ergoſſen zum Bug des Roſſes. Geſattelt und gezäumt iſt dieſes wie Friedrichs Roß geſattelt und gezäumt war; auch Schabracke und Piſtolenhalftern fehlen nicht; allein hinſichtlich der Raçe ward abgewichen und mit Recht die edelſte Form vorgezogen.

Den Eindruck des Koloſſes erhöht das Piedeſtal. Unten mit Inſchriften, mitten mit größerem, oben mit kleinerem Figurenſchmuck prangend, erhebt es ſich von dem granitnen Unterbau in drei mit Simſen geſchloſſenen ſtufenförmigen Abſätzen, alſo nach oben verjüngter. Ueber ſich hat es dann noch den mit einer Hohlkehle markant umzogenen kleinen Sockel, worauf die Füße des Roſſes ruhen. Durch dieſe Anordnung erſcheint die Maſſe in Nähe des Koloſſes leichter und läßt ihn mächtiger vorwalten. Den oberſten Abſatz umläuft ein Relieffries, an den abgeſtumpften vier Ecken thronen durch weibliche Statuen repräſentirt vier Tugenden:

ſüdweſtlich mit dem Zügel die Mäßigkeit,
ſüdöſtlich mit Schwert und Geſetztafel die Gerechtigkeit,
nordöſtlich mit gewaltiger Keule die Stärke,
nordweſtlich mit Spiegel und entfalteter Schriftrolle die Weisheit.

Der Relieffries dazwiſchen feiert in acht Abtheilungen Leben, Wirken und Ruhmverklärung des großen Königs, beginnt an der Südſeite mit ſeiner Geburt und ſchließt nach rechts umlaufend mit ſeiner Apotheoſe.

Im erſten Relief der Südſeite bringen Engel aus der Höhe, von wo aller Segen kommt, den thronenden Eltern das zum Herrſchen beſtimmte Kind. Die Mutter empfängt es in ihre liebenden Hände, der Vater erhebt die ſeinen dankend zum Schöpfer. Im Vordergrunde links lagerte der Künſtler die ſchilfbekränzte Nymphe der Spree, — den Geburtsort Berlin anzudeuten. Nicht ohne Sinn thront hier dicht daneben die Statue der Mäßigkeit mit Zaum und Zügel; man denkt dabei ſogleich an die Strenge der väterlichen Erziehung, der Friedrich der Zweite in früher Kindheit unterworfen war.

Im zweiten Relief ſehen wir die Muſe der Geſchichte, neben ſich eine hohe Leuchte, den königlichen Knaben durch Erzählung großer Thaten entflammen. Von ihrer Tafel ſtrahlen die Namen ſeiner ſteten Lieblinge: Alexander, Julius Cäſar, Guſtav Adolf. Höchſt lebendig iſt der Wechſel von Befragen und Lehren ausgedrückt. Das lodernde Kaminfeuer im Rücken des Prinzen deutet noch das väterliche Haus an.

Das dritte Relief aber zeigt den jungen Helden ſchon auf dem Felde der That. Pallas Athene reicht ihm das Schwert, lebhaft ergreift er es, und die Bewegung ſeines Heeres im Hintergrunde, wie die Kanone in der Mitte deuten auf den Auszug zum Kriege.

Nicht ohne Sinn folgt nun als zweite Eckfigur die Tugend der Gerechtigkeit mit erhobenem Schwert und feſtgehaltener Tafel; denn für das gute Recht ſeines Hauſes focht Friedrich ſeine Schlachten.

Am Stirnrelief der Oſtſeite ſehen wir ſodann den Helden in ſeinem Siegeslauf gehemmt, im tiefſten Leid nach der verlornen Schlacht bei Collin. Aber er erliegt nicht. Auf einem Brunnenrohr ſitzt er und zeichnet mit dem Stab in den Sand. Bilder künftiger Siege erheben ſich in ſeiner Seele, im Hintergrunde angedeutet durch eine Pallas, welche den zu Roß kämpfenden König wohlgeleitet, gefolgt von einer ihn kränzenden Victoria. Sinnvoll ſchließt ſich hieran als Eckfigur mit mächtiger Keule die Stärke: durch heroiſches Beharren, durch Kämpfe gelangte Friedrich zur Macht. Wie er dieſe im errungenen Frieden verwandte, zeigen die drei Reliefs der folgenden Nordſeite.

Auf dem erſten derſelben ſehen wir den König mit Hebung des Gewerbfleißes beſchäftigt. In der Werkſtatt eines ſchleſiſchen Webers hat er ſich auf einen ſchlichten Schemel niedergelaſſen und prüft die von der Weberfrau zur Anſicht hingereichte Leinwand, während ſeine Begleiterin, Minerva, den webenden Mann mit dem verbeſſerten durch Friedrich II. aus Holland eingeführten Webſchiff beſchenkt.

Auf dem zweiten Relief der Nordſeite finden wir den Herrſcher in ſeinem Königlichen Zimmer: er lehnt an einem prächtigen Stuhl, von dem er ſich erhoben um auf der Flöte zu phantaſiren: Drei Muſen überſchweben ihn: der einen Leier deutet auf ſeine Poeſie.

Das dritte Relief ſtellt ihn als Freund und Förderer der bildenden Künſte dar. Im Hintergrund ſieht man ſein Luſtſchloß Sansſouci. Der Baumeiſter deſſelben, der

Freiherr von Knobelsdorf, zeigt ihm das eben in Wien erkaufte ſchöne antike Erzbild (den berühmten Aboranten) und läßt es durch einen Arbeiter nach Gefallen des Königs wenden; bekanntlich befahl derſelbe die Aufſtellung öſtlich vom Luſtſchloß nahe bei ſeinem Bibliothekzimmer.

Da Friedrich als der Philoſoph von Sansſouci weltbekannt iſt, folgt hier mit Recht als Eckfigur die Statue der Weisheit mit Spiegel und entfalteter Schriftrolle, und dieſer endlich, auf dem Friesrelief der Abendſeite, die Apotheoſe des großen Königs. In ſeinem Sternbild „Friedrichs Ehre“ ſchwebt hier, getragen von einem Adler, ſeine ideale Geſtalt, bedeutſam zwiſchen Weisheit und Mäßigung, die Rechte hoch erhoben, in der Linken die Palme. Neben ihm ſtrahlt lorbeerumkränzt ſeine Feder und ſein Schwert, in einer Glorie darüber eine Krone. So ſchließt der ſinnvolle Fries.

Aber der Gedanke, daß Friedrich II. ſo hohe Verklärung nicht einſam errungen, bewog den Künſtler, den mittleren Abſatz des Piedeſtals den Mitkämpfern des Königs, deſſen Mitarbeitern und wiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen zu weihen.

An die vier Ecken ſtellte er hier weit vorſpringende Reiterſtatuen:

ſüdöſtlich die des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Zweiten:

nordöſtlich die des tapfern Prinzen Ferdinand von Braunſchweig.

Beide waren treffliche Heerführer: dem erſten gab der König einſt Zeugniß, er ſei der einzige, der keinen Fehler

gemacht. Der Zweite hielt mit ſeinen Kämpfern die Macht Frankreichs fern, ſo daß es Friedrich möglich ward, ſich gegen die andern Mächte zu halten.

Südweſtlich ſodann ließ der Künſtler den tapfern Hans Joachim von Ziethen (der mit ſeinen von ihm zuerſt organiſirten Huſaren bis vor die Thore Wiens hinſchwärmte und berühmt durch kecke Streifzüge viele Siege namentlich den bei Torgau miterkämpfte) wacker reitend das Schwert ziehen.

Nordweſtlich aber fand Friedrich Wilhelm von Seidlitz, der Schöpfer der preußiſchen Kavallerie, der Entſcheider bei Roßbach und Kunersdorf, ſeinen Ehrenplatz, vorragend auf ſchönem Roſſe.

Die ſo nach allen Richtungen vorſpringenden lebensgroßen Reiterbilder geben dem Denkmal ein ungemein energiſches Anſehn und bilden überaus deutlich die Stellung Preußens, die Aufgabe Friedrichs des Zweiten vorringshin zu ſiegen.

Die Seitenflächen des Piedeſtals zwiſchen den Reiterbildern bereichert eine gedrängte Fülle von Statuen und Reliefs anderer Helden, welche dieſe Aufgabe löſen halfen:

zuerſt an der Südſeite größtentheils Mitkämpfer der erſten ſchleſiſchen Kriege: in der Mitte ſteht hier der General Prinz Maximilian von Anhalt-Deſſau, der gleich zu Anfang Glogau erſtürmt, ſpäter Glatz erobert und bei Mollwitz und Czaslau mitſiegt.

Neben ihm, zur Rechten des Beſchauers, iſt der durch ſeinen Zug nach Pleß und manches Scharmützel berühmte

Generalmajor von Wartenberg, dann der Generallieutenant von Goltz zu ſehen, von Friedrich dem Zweiten ſeiner Schlauheit wegen Ulyſſes genannt: tapfer bei Leuthen und Schleſiſch-Friedland, ward er Höchſtkommandirender in Schleſien, als er Laudon daraus vertrieben.

Auf der andern Seite des Prinzen Maximilian von Anhalt-Deſſau, zur Linken des Beſchauers, iſt Friedrich des Zweiten „Leonidas“ Obriſtlieutenant von Wedell zu ſehen: er wehrte den Oeſterreichern den Elbübergang bei Solonitz in Böhmen und ward ſeines tapfern Kampfes bei Leuthen wegen zum Diktator gegen die Ruſſen ernannt. Würdigen Platz neben ihm, zunächſt bei Ziethens Reiterbild, findet der Feldmarſchall Graf Geßler, der bei Hohenfriedberg mit dem einzigen Bayreuther Dragonerregiment zwanzig Bataillone in die Flucht gejagt, 2500 Gefangene gemacht und 66 Fahnen und 4 Geſchütze erobert.

Hinter dieſen reichen Gruppirungen von Statuen erſcheinen in Relief zwei markirte Geſtalten: der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, der Lehrmeiſter des Preußiſchen Heeres, auf dem, ſeine Zeit charakteriſirenden, dreieckigen Hütchen einen Büſchel Eichenlaub als Zeichen der Fürſtenwürde tragend, neben ihm, zur Rechten des Beſchauers, der Feldmarſchall von Schwerin mit der Fahne, zur Erinnerung an die Schlacht bei Prag und ſeinen Heldentod.

An die Oſtſeite des Piedeſtals unter das Relief, welches den König aus dem härteſten Schickſalsſchlage bei Collin durch Beharren ſiegreich hervorgehen läßt, ſtellt der Künſtler höchſt ſinnvoll zwiſchen deſſelben beſte Heerführer

(Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand) den Erhalter des Königsſtammes und die Retter der Königlichen Perſon, des Staates und des Heeres. Hier in der Mitte des Feldes ſieht man den Bruder Friedrichs des Zweiten, Auguſt Wilhelm, Prinzen von Preußen, den Stammvater des jetzigen Königshauſes.

Neben ihm, zur Linken des Beſchauers, ſteht der Kommandeur des Grenadier-Bataillons von Leſtwitz, der bei Torgau ſo tapfer war; weiter links der Ziethenſche Huſarenrittmeiſter von Prittwitz, der den König aus großer Gefahr gefangen zu werden errettet. Von dieſen beiden Helden pflegte Friedrich der Zweite zu ſagen: von Prittwitz hat mich gerettet, von Leſtwitz den Staat!

Auf der andern Seite des Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen, zur Rechten des Beſchauers, folgt der tapfere von Heyden, der mit den Stadtbürgern und 700 Mann Landmiliz die wichtige Feſtung Colberg wider die Ruſſen hielt, auch als der bedeckte Gang ſchon in den Händen der Feinde war; neben ihm aber iſt der Feldmarſchall von Hülſen, welcher den Rückzug von Collin gedeckt, und ſich einſt, als er ſchon zu alt war zu reiten, auf einer Kanone in die Schlacht fahren ließ, da er den Auftrag hatte, dort Verwundete zu retten.

In dem Relief, welches den Hintergrund dieſes Feldes bildet, ſieht man den Markgrafen Carl von Brandenburg, den Jugendgeſpielen des Königs: bei Jägerndorf abgeſchnitten, ward er durch den kühnen Streifzug des wackern Ziethen von Neuſtadt aus gerettet. Neben ihm

ſteht der Feldmarſchall Keith. Ausgezeichnet in den Schlachten bei Lowoſitz, Prag, Dresden, endlich bei Hochkirch gefallen, ward er in der ſchönen Epiſtel an ſeinen Bruder, den bekannten Lord Marſhall, von Friedrich dem Zweiten poetiſch gefeiert.

Weiter hinum an der Nordſeite des Piedeſtals nimmt der Generallieutenant von Winterfeld mit Recht den ehrenvollen Platz in der Mitte ein. Ihm pflegte der König all ſeine Pläne immer zuerſt zu vertrauen; deshalb gab ihm der Künſtler hier eine Karte in die Hand, worauf die Namen der durch Friedrichs Schlachten berühmten Orte verzeichnet ſtehen. Die Helden umher ſehen mehrentheils dahin. Zunächſt, rechts vom Beſchauer, verſenkt der General von Tauentzien, der energiſche Vertheidiger von Breslau, das Kinn in die Linke geſtützt, ſeine Blicke ſehr ernſthaft in den Plan, daneben zeigt der, Friedrich dem Zweiten mit Begeiſterung ergebene Prinz Eugen von Würtemberg, nach Winterfeld umblickend lebhaft mit der Rechten nach dem trefflich zu Roß ſitzenden Seidlitz, als ſolle der ausführen, was eben beſchloſſen worden.

Auf der andern Seite des Generallieutenants von Winterfeld, zur Linken des Beſchauers, ſteht, den rechten Fuß auf einen am Boden liegenden Kanonenlauf, der alte Artilleriegeneral von Dieskau, im Geſpräch mit dem Huſarengeneral von Kleiſt, der wiederum nach von Winterfeld hinſieht.

Das Relief dahinter hat rechts Lorbeerbäume, links Eichen und Fächerpalmen, und zeigt mitten, im Profil dar-

geſtellt den im bayeriſchen Erbfolgekriege ſo ausgezeichneten Prinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. zu Pferde, im Geſpräch mit dem neben ihm reitenden Freunde Ziethens, dem Huſarengeneral von Belling, von dem Friedrich der Zweite ſagt: Wenn man die Thaten dieſes Mannes beſchreibe, der ſich immer ſchlage und nie an einer Stelle weile, komme es einem vor, als erzähle man die Geſchichte des Amadis. Mit 1500 Huſaren und zwei Bataillonen führte er im Jahr 1761 den Krieg gegen die Schweden und warf ſie bis unter die Thore von Stralſund zurück.

Die nun folgende Weſtſeite des Piedeſtals unter der Apotheoſe, zwiſchen Weisheit und Mäßigung, darf man mit Fug die Friedensſeite nennen. Die Mitte wird durch den Staatskanzler Grafen von Carmer eingenommen. Er ſitzt und hält vor ſich das unter ſeinem Vorgänger Cocceji begonnene, unter ihm aber vollendete Geſetzbuch für die Preußiſchen Staaten; neben ihm, dem Beſchauer zur Linken, ſteht mit feinen wohlwollenden Geſichtszügen der Oberpräſident von Schleſien, Graf Schlaberndorf, der durch Herbeiſchaffung von Armeebedürfniſſen in den ſchlimmſten Kriegsjahren ſeinen Ehrenplatz wohl verdient hat. Neben ihm ſteht in diplomatiſchem Nachdenken, in der Linken eine Schrift, in der Rechten einen Schreibeſtift haltend, Graf Finkenſtein, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Auf der andern Seite des Grafen Carmer, zur Rechten des Beſchauers, ſteht Gotthold Ephraim Leſſing, der Dichter von Minna von Barnhelm, der einſtige Sekretair

des Generals von Tauentzien. Seiner geiſtigen Kraft ſich bewußt, blickt er offen und frei in die Welt, unbefangen von dem neben ihm ſtehenden Philoſophen Kant, welcher trefflich zu ihm demonſtrirend ſpricht.

Hinter dieſen geiſtigen Mitarbeitern und Zeitgenoſſen des großen Königs ſteht, zwiſchen Leſſing und Graf Cармer, der Tondichter Graun, in ſeiner Hand eine Rolle mit der Aufſchrift „Tod Jeſu Cantate“: begeiſtert blickt er empor, überſchwebt von zwei Reliefgeſtalten, darſtellend den Sieg, welcher den Frieden mit reichem Füllhorn bringt.

So ſchließt die Abendſeite des Königlichen Lebensdenkmales in geiſtiger Entwickelung und Verklärung, oben die Apotheoſe, tiefer Bilder geiſtiger Zeitgenoſſen; darunter ſtrahlen, in der Abtheilung der Inſchriften, anderer Namen in zwei Columnen; in der erſten: Eduard Freiherr von Herzberg, Samuel Freiherr von Cocceji, Georg Wenceslaus Freiherr von Knobelsdorf, Chriſtian Freiherr von Wolf, Carl Wilhelm Ramler, Johann Wilh. Ludw. Gleim. In der zweiten Columne: Ewald Chriſt. von Kleiſt, Johann Friedr. von Domhardt, Chriſtian Fürchtegott Gellert, Pierre Louis Moreau de Maupertuis, Charles Etienne Jordan, Johann Winkelmann, Antoine Pesne.

Die Beziehungen aller dieſer Männer zu Friedrich dem Zweiten zu entwickeln, iſt hier der Raum nicht vergönnt, ſie ſind indeß weltbekannt.

Eine Fülle von Namen der Mitkämpfer des Königs ſammelt ſich als gleichſam überſtrömender Ruhm auf den Inſchriftfeldern der beiden Langſeiten des Denkmales. Auf

dem ſüdlichen lieſt man in fünf Columnen folgende: A. F. von Itzenplitz Generallieutenant, G. W. v. Drieſen desgl., W. F. v. Retzow desgl., O. von Schwerin desgl., A. C. von Waldow desgl., G. B. von Münchow desgl., J. C. Fürſt von Schönaich-Carolath General. Ferner: C. W, von Bonin Generallieutenant, J. C. von Trescow desgl., P. von Pennavaire desgl., C. von Lattorf desgl., H. von Manteuffel desgl., A. von Krockow desgl., Franz Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel Generalmajor; ferner: D. F. von Platen Gen. der Cavallerie, Carl W. Friedr. Prinz von Braunſchweig, Wilhelm Graf von der Lippe-Bückeburg Generalfeldzeugmeiſter, C. C. Freiherr von der Goltz General, C. H. von Wedell Generallieutenant und Staatsminiſter; ferner: M. F. C. von Wobersnow Generalmajor, G. L. von Puttkammer desgl., S. M. von Langen Major, C. F. von Moller Oberſt, R. S. von Lentulus Generallieutenant, F. C. von Salbern desgl., J. F. von Stutterheim desgl.; endlich: Paul von Werner Generallieutenant, J. J. Wunſch General der Infanterie, C. C. von Bülow, Gen. der Cavall., Heinrich Graf Braun Generallieutenant, H. F. von Kruſemark desgl., F. W. E. von Gaudi desgl., W. J. H. von Möllendorff Gen.Feldm.

Auf der Nordſeite aber ſtehen in der Abtheilung der Inſchriften folgende Namen in fünf andern Columnen:

C. von Linger Gen. der Artillerie, W. D. von Buddenbrock Generalfeldmarſchall, C. H. Wilhelm von Kalkſtein desgl., J. C. von Jeetze desgl., Dietrich Fürſt von Anhalt-Deſſau desgl.; ferner: H. von Lehwald desgl.,

Friedr. Sebaſtian Wilhelm Truchſeß Graf zu Waldburg General, C. E. Graf Naſſau desgl., P. L. Dumoulin Gen. der Infanterie, F. R. Markgraf von Brandenburg Oberſt, C. L. von Bredow General; ferner: Auguſt Ferdinand Prinz von Preußen Gen. der Infanterie, Moritz Fürſt von Anhalt-Deſſau Generalfeldmarſchall; F. W. Markgraf von Brandenburg Generalmajor, Auguſt Wilhelm Herzog von Braunſchweig-Bevern General der Infanterie; ferner: Fr. R. Graf von Rothenburg General, Heinr. C. L. von Hervault Ritter von Hautcharmoi General, H. A. Freiherr de la Motte Fouque General der Infanterie, G. L. Herzog von Holſtein-Gottorp Generallieutenant; endlich: A. von Katzler Generallieutenant, C. Burggraf zu Dohna Generallieutenant, Chriſtoph L. von Stille, Generalmajor, C. E. von Schultze Generallieutenant, Franz Carl L. Graf von Wied zu Neuwied Generallieutenant.

Rechts und links von den Namen ſind kriegeriſche Genien, Kämpfende und Fallende, in die Ornamente verwebt zu ihren Füßen Rüſtungen, Helme, eine Hydra, ein beſiegter Drache.

An der Oſtſeite aber enthält die Abtheilung der Inſchriften die eigentliche Dedication des Denkmales mit folgenden Worten:

FRIEDRICH DEM GROSSEN
FR. WILH. III. MDCCCXXXX
vollendet unter
FR. WILH. IV. MDCCCLI.

Der als äußerſt feſt bewährte röthliche Granit des Unterſatzes iſt aus der Gegend zwiſchen Neuſtadt und Oberberg und theils durch Maſchinen theils durch Menſchenhand bearbeitet. Zu der Metallmiſchung ward, als das feinſte und dichteſte, ruſſiſches Kupfer gewählt, die Metallarbeit aber in der eigends dazu erbauten Gießerei und den dazu gehörigen Werkſtätten in der Münzſtraße unter Leitung des Kunſtgießers Friebel ausgeführt.

Ueber die ausgezeichnet erfahrne und ſichere Aufbauung des umfangreichen Ganzen an Ort und Stelle, gleichwie über deſſen hiſtoriſche Entſtehung und Ausbildung erſcheinen aus zuverläßiger Quelle ſehr ausführliche Nachrichten; der Zweck der gegenwärtigen kleinen Schrift erfüllt ſich, wenn für den Betrachter ein leichtes und ſicheres Verſtändniß des edlen Kunſtwerkes herbeigeführt worden.

Maaße des Denkmales.

Die Höhe des koloſſalen Reiterbildes iſt 17 Fuß.
Die Höhe des Piedeſtales 25 Fuß.
Die Höhe des Ganzen alſo 42 Fuß.
Die Länge der ganzen Baſis unten 27 Fuß 11½ Zoll.
Die Breite der ganzen Baſis unten 21 Fuß 11½ Zoll.
Die Höhe des untern Granitſockels beträgt 5 Fuß 9 Zoll.
Die Höhe der Conſolen und Schrifttafeln mit dem Sims 4 Fuß 6 Zoll.
Die Höhe der mittleren Abtheilung mit den Generälen 10 Fuß. Die Größe der Figuren daran 5 Fuß 3—5 Zoll.
Die Höhe der oberen Abtheilung mit dem Sims bis zur Plinthe des Reiters 4 Fuß 9 Zoll.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünſtr. 18.

Das Erbe

4. Band

Das Erbe

Sammlung
ausgewählter Deutscher Schriften

Herausgegeben

von

Ernst Lissauer

Berlin W 30
Concordia Deutsche Verlagsanstalt
Hermann Ehbock

August Kopisch

Heitere Gedichte

ausgewählt und eingeleitet

von

Ernst Lissauer

Berlin 1909
Concordia Deutsche Verlagsanstalt
Hermann Ehbock

Alle Rechte vorbehalten.

Sächsische
Landesbibliothek
25. APR. 1995
Dresden

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	7
Feendudelsack	26
Hütchen	31
Die Heinzelmännchen	32
Kaspars Löffel	36
Des kleinen Volkes Überfahrt	39
Die Zwerge in Pinneberg	43
Hexenbewirtung	47
Der Hexenritt	50
Zeitelmoos	54
Klaus Tink	56
Der Jäger am Mummelsee	58
Bruder Nickel	59
Ziethen aus dem Busch	60
Friedrichs des Zweiten Kutscher	63
Der sorglose Müller	64
Coeur-König	66
Das war ein guter Zug!	67
Frei nach einem alten Dichter	68
Historie von Noah	69
Historia	70
Das verbotene Fluchen	74
Die Wahrheit ohne Herberge	76
Der Schneiderjunge von Krippstedt	77
Zollfreiheit	79
Das grüne Tier und der Naturkenner	80

Seite

Aufruhr in Stendal 82
Das Krähen 84
Der starke Tabak 88
Der Teufel will Arbeit 89
Der Fegeteufel 94
Des Prior Wichmann von Arnstein Wundertat 96
Hokuspokus 97
Der große Krebs im Mohriner See 98

Einleitung

August Kopisch wurde in Breslau am 26. Mai 1799 als Sohn des Kaufmanns Christian Gottlieb Kopisch geboren. Er besuchte das Magdalenengymnasium in seiner Vaterstadt; obwohl er es rasch durchschritt und Begabung und Teilnahme für die Wissenschaften zeigte, verließ er schon die Prima und widmete sich der bildenden Kunst. Nachdem er, 1816—18, die Kunstakademieen zu Prag und Wien besucht hatte, lebte er als Maler in Dresden. Aber ein Sturz auf dem Eise hatte die Wirkung, daß er den Pinsel nur noch mit Mühe führen konnte, und von nun an trat die Dichtkunst, für die er schon früh Interesse und Begabung bewiesen hatte, in den Vordergrund. 1824 ging er nach Italien. In Neapel machte er die Bekanntschaft des Grafen Platen, der auf seine Dichtung Einfluß gewann, und des Kronprinzen von Preußen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., der ihn wirksam unterstützte. Von Neapel aus besuchte Kopisch, ein geübter Schwimmer, die blaue Grotte auf Capri, die zwar den Anwohnern der Küste bekannt war, aber erst durch ihn berühmt wurde. In Neapel war er beim Volke beliebt, und der Neapolitanische Volksdichter Camerano brachte ihn als

Augusto Prussiano auf die Bühne; Kopisch seinerseits übersetzte italienische Volkspoesieen, die er unter dem Titel „Agrumi“ 1838 veröffentlichte, auch hat er einige neapolitanische Komödien bearbeitet. 1828 kehrte er nach Breslau zurück, seit 1833 lebte er in Berlin. Seine eigenen „Gedichte“ erschienen 1836. Der Gedichtband „Allerlei Geister“, auf dem Kopischs Bedeutung vornehmlich beruht, folgte 1848 und wurde 1852 zum zweiten Male ausgegeben. Friedrich Wilhelm IV. setzte ihm ein Jahrgeld aus und ernannte ihn 1844 zum Professor. 1847 ging er nach Potsdam, um dort im Auftrage des Königs eine „Geschichte der Schlösser und Gärten Potsdams“ zu schreiben; er zog diese Arbeit in die Länge — sie erschien erst nach seinem Tode — und erregte dadurch den Unwillen des Königs. Nachdem er sich 1851 mit Marie von Sellin verheiratet hatte, starb er, ganz unerwartet, am 6. Februar 1853. Seine „gesammelten Werke“ wurden 1856 in Berlin von seinem Freunde Karl Bötticher herausgegeben. Sie enthalten u. a. außer den sämtlichen Gedichten zwei Dramen aus dem Nachlaß, „Walid“ und „Chriemhild“, die Erzählung „Ein Karnevalsfest auf Ischia“ sowie den Bericht über die „Entdeckung der blauen Grotte“.

Die folgende Studie sucht das Wesentlichste der Versdichtung Kopischs in Umrissen darzustellen.

Das drängt und stößt, das ruscht und klappert,
Das ziecht und quirlt, das zieht und plappert.
Goethe, Faust I (Walpurgisnacht).

August Kopisch wird geschildert als ein schöner, liebenswürdiger, mit mannigfachen gesellschaftlichen Talenten begabter Mensch, durchstrahlt von Jugend und Heiterkeit, voll von einem inwendigen Jubel, über dessen Ursprung wir nichts wissen können, der vielleicht aus seiner körperlichen Gesundheit und Kraft erquoll, der jedenfalls bedeutsam ist für eine Betrachtung seiner Kunst. Das überschüssige Blut strömte in seine Dichtung, machte Gang und Gebärde der Verse behend, machte ihre Blicke licht und ihre Laute klingend:

„Denn wo man jubilieret,
Wird bald auch musizieret . . .
Und Jubel ist in jedem Land
Noch heut der beste Musikant."

Neben dieser natürlichen Grundlage war ein weiteres Moment, das für Kopischs Entwicklung bedeutsam wurde, die Bekanntschaft mit der Volkssage, von der er eine Fülle stofflicher Anregungen empfing und zugleich für die Methode seines Schaffens lernte.

Kopischs Gedichte, heitere wie ernste, beruhen großenteils auf volkstümlichen Sagen, meist deutscher, bisweilen märkischer, auch orientalischer, romanischer, nordischer Herkunft.

„Allerlei Geister" huschen und schweben und

stampfen durch seine Dichtung: bald hilfreich und freundlich: „die Heinzelmännchen“ backen und nähen und kochen, der Fisch begibt sich persönlich in die Küche und brät und tranchiert sich selber; bald bösartig und schadenfroh: die Hexen verlocken den Boten zu Schmaus und Tanz und entlassen ihn, nach tausend Schabernack, zerlumpt und matt. Gemeinhin nimmt der Dichter die Partei der Geister gegen die undankbaren oder habgierigen Menschen: die Schiffer, welche die Kleinodien „des kleinen Volkes“ rauben wollen, retten sich kaum vor ihrer Rache. Nur der Teufel erscheint wie in den alten Sagen als dummer Teufel und wird geprellt und verhöhnt: er muß frohnen und erbeutet doch keine Seele, er wird veranlaßt die Flinte als Tabakspfeife und den Schuß als Prise aufzufassen. Auch Kopischs Menschensagen sind meist Spottgeschichten — „Histörchen“ nennt er sie einmal — von Torheit und Narretei, Betrug und Schabernack, wie sie vielfach im Schwange sind, ob ihre Helden nun Schildbürger oder Leute von Seldwyla, Stendaler oder Thadener heißen. Manchmal erzählt er von historischen Personen, etwa vom „alten Fritz“; gelegentlich vermengt sich Sage und Geschichte, wie in der Überlieferung von der Zauberkunst des alten Ziethen.

Kopisch gehört als Gestalter sagenhaft- heiterer Stücke in eine Gruppe mit zweien seiner Zeitgenossen, mit Christian Friedrich Scherenberg und, vor allem, mit Theodor Fontane.

Ihnen ist zunächst allerlei Stoffliches gemeinsam: Scherenberg und Kopisch haben die Sage vom Teufel und dem Hahnenschrei behandelt, (jener mit einer Andacht, die den Hahn als heiliges Tier verehrt, dieser mit einer Fröhlichkeit, die schließlich in dem nachgeahmten Krähen gleichsam eine unendliche Melodie des Übermutes erschafft); Kopisch und Fontane teilen die Neigung für märkische Stoffe und alle drei die Teilnahme für preußisch-militärische Dinge, insbesondere die Liebe zum „alten Fritz", dessen Tonfall mit „Er"-anrede und eingestreuten französischen Floskeln von ihnen gern verwandt wird. Gemeinsam ist ihnen vor allem die Art der Behandlung: ihnen eignet ein wesentliches anekdotisches Element.

„Anekdote" bedeutet wörtlich „das, was nicht herausgegeben ist", was nicht offiziell, aber mündlich und insgeheim bekannt ist. Die Anekdote ist eine kleine Randglosse zu einem monumentalen Text; sie ist der Klatsch der Geschichte. Gerade sie vermag Wesen und Handeln bedeutender Persönlichkeiten mit einem hellen Schein zu beleuchten, wobei denn manches Geschehen sich in seinen Maßen wandelt. Fontane bekannte den „Anekdotenkram" zu lieben und erklärte „großen Stil" als „Vorbeigehen an allem, was einen am Menschen eigentlich interessiert". Die Anekdote ist der Gegensatz zum großen Stil.

Diese Dichter behandeln Gegenstände, an deren großzügige Auffassung wir durchaus gewöhnt sind, in

einem nichtgroßen Stil: Scherenberg zeichnet den Winter oder die Zeit, die uns als mythische Gestalten vertraut sind, als gemütliche alte Serenissimi; Fontane feiert den siebenjährigen Krieg und die drei bismärkischen Kriege in burschikosen, gelegentlich berlinernden Versen; Kopisch erzählt biblische Geschichten, die uns in Luthers massiver Prosa bekannt sind, realistisch-drastisch, er gibt die Verwirrung der Sprachen zu Babel wie einen Streit zwischen polnischen und italienischen Arbeitern und läßt den Noah vom Herrgott nach Art eines älteren Semesters als „frommes Haus“ angeredet werden.

Entsprechend wird alles Wunderbare — sei es biblischer oder geisterhafter Art — mit Gelassenheit wie durchaus natürlich und alltäglich dargestellt: nichts selbstverständlicher, als daß der trinkfeste Mönch den Bach, in den er gefallen ist, austrinkt, oder daß der Wels auf dem Schwanz zum Kloster tanzt, und der Bruder des „Bruder Nickel“ überzeugt uns durch die sichere Ruhe seiner Meinungsäußerung sofort, daß Geister zweifellos ab und zu Kähne auf Buchenwipfel verschleppen dürfen. Diese überzeugende Sicherheit eignet allen diesen Darstellungen Kopischs selbst und hängt zusammen mit der Stärke seiner inneren Anschauung, die ihn in allem Ober- und Unterirdischen vollkommen Bescheid wissen ließ.

In allen diesen Stücken klafft ein Zwiespalt zwischen Stoff und Form, der aber nicht als Dissonanz empfunden

wird, sondern als Komik, wie alle komische Wirkung letzten Endes auf Gegensatz beruht.

Andere dieser Gedichte sind Anekdoten nicht in diesem prägnanten Sinn, sondern in der Hinsicht, daß sie einen ungewöhnlichen Vorfall oder Einfall ausführen. „Ich geb' dir wieder Schwänkchen ein", spricht der Weinkobold einmal zum Dichter. Diese Gedichte sind Schwänke im Sinne der epischen Sammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, mit dem Unterschiede, daß die Foppereien und Betrügereien, die sich dort zwischen Menschen, meist Laien und Klerus, begeben, hier sich meist zwischen Menschen und Geistern abspielen, während andere, wie das von der „Zollfreiheit" des Walfisches, vom „grünen Frosch und dem Naturkenner", auch inhaltlich den Streichen des Schildbürger- und des Lalenbuches entsprechen, die ebenfalls jener Zeit entstammen.

Mit Fontane hat Kopisch gemeinsam, daß bei Konzeption und Ausführung der Gedichte das Gehör vorherrscht. Selbstverständlich sind bei allen wahrhaften Dichtern im Schaffen alle Sinne tätig; fast stets aber führt ein Sinn, bei Mörike oft das Spüren, bei der Droste oft das Sehen. Kopischs Anlage drängte nach klangreicher Entladung, er bevorzugte Stoffe, die zu klanglichem Auswirken Gelegenheit geben und behandelte andere unter Betonung musikalischer

Momente, auch wenn sie hierzu nicht unbedingt auffordern. Durch seine Verse klingen die verschiedensten Töne und Geräusche vokalen wie instrumentalen Ursprungs. Wie Fontane oft direkte Rede verwendet und etwa das Gedicht „Wurzels" ausschließlich aus Dialogen zusammensetzt, so Kopisch das von der „Wahrheit ohne Herberge", Gott und Noah, König und Narr unterhalten sich, die Sprachen verwirren sich in direkter Rede; man flucht, man stottert, ebenfalls in direkter Rede; man kräht, man singt, man hämmert, klopft, klappert, dudelt.

Diese Klänge werden, in der Hauptsache wenigstens, auf zwiefache Weise wiedergegeben.

Im ersten Falle wird der Klang gleichsam phonographisch aufgefangen; mit Pingpang, Pingpang wird das Hämmern, mit Piffpaff paradauz das Schießen und damit etwas wie die direkte Rede des Hammers oder der Flinte gegeben. So häufig derartige Klangmalerei bei Kopisch ist, so bildet sie in der Sprachkunst doch eine Ausnahme; denn das Wort gibt im allgemeinen zugleich Ton und Bild, während in jenen Lauten nur erst das musikalische Element der Sprache zur Geltung kommt.

Oder aber, es wird die Tätigkeit dargestellt, die den Klang erzeugt, und der Rhythmus dieser Tätigkeit und dieses Klanges, manchmal auch dessen Farbe, wird von den Worten angenommen: die Zwerge arbeiten, und kurze Rhythmen eilen dahin; der Bär brummt, und dunkle U-laute brummen mit.

Es hängt hiermit zusammen, daß bei Kopisch eine ununterbrochene Bewegung und Tätigkeit herrscht: man geht, marschiert, trippelt, tanzt, fliegt; man klöppelt Spitzen, hämmert Stangen, backt Brote, man arbeitet. Viele seiner Gedichte handeln von Wesen, die sich rasch bewegen, die hurtig trippeln oder rasch fliegen, und zugleich flink arbeiten, von Arbeitsgeistern, wie „die Heinzelmännchen".

Eine Fülle von sprachkünstlerischen Mitteln steht Kopisch zur Verfügung, um die Vorstellungen des Klanges und der Bewegung hervorzurufen. Die Meisterschaft, mit der er sie anwendet, beruht mit darauf, daß er seine Gedichte nicht aufzeichnete, sondern nach langem Feilen innerlich abschloß und den Freunden mündlich vortrug; hierin folgte er dem Beispiel der Dichter von Volksliedern und -sagen, auch veranlaßte ihn hierzu das schmerzhafte Leiden seiner Hand. So erlangten seine Verse ihre Geschmeidigkeit und Vibration und die Selbstverständlichkeit des Rhythmus, der durchweg gehört ist mit einem in allem Wesentlichen unfehlbar wahrnehmenden Ohr.

Viele seiner Gedichte sind darum singbar und tragen musikalische Nebentöne mit sich. Kopisch selbst hat eine Anzahl seiner Gedichte als Singlieder gedacht, besonders die Weinlieder und Rundgesänge, deren er, ein scharfer Zecher, eine größere Zahl verfaßt hat, und von denen die „Historie von Noah" berühmt geworden ist.

Kopischs Strophen sind nicht selten nach dem typischen vierzeiligen Schema und bisweilen aus paarweis gereimten Zeilen gebaut; aber oft, und gerade in den stärksten Gedichten, erfindet er selbständig eine neue Strophe, die in der Regel innerhalb des Gedichtes unverändert beibehalten wird. Der Reim ist überall verwandt, bisweilen vierfach durch das Gedicht geschlungen, auch verstärkt durch Reime im Innern der Zeilen, oft von den Zeitwörtern beherrscht, die in größter Menge vorkommen, und aus denen manche Zeilen ausschließlich bestehen. Diese Fülle der Zeitworte und Reime und Binnenreime, geordnet von einem ganz leichten, niemals die Grammatik vergewaltigenden Rhythmus, versinnlicht die Geschwindigkeit der Bewegung, die Geschäftigkeit des Arbeitens aufs trefflichste. Wie eine Kette von Arbeitsgeistern stehen die Reime und Verben da und geben die Anschauung rasch fort von Hand zu Hand.

Kehrreime ziehen einen springenden, tanzenden Reigen durch diese Gedichte, stets aufs feinste abgestimmt gegen die Strophe: der Refrain „so grüne, so grüne“ ahmt das Hopsen des Frosches nach und verlacht zugleich die Thadener, und das hämisch irrlichtelierende Necken der „Zeitelmoos“-zwerge ist durch die verkürzten stets auf denselben Reim gestimmten Zeilen aufs beste wiedergegeben. — Mit dem Refrain verwandt ist die Wirkung, die Kopisch erzielt, indem er ein einzelnes bezeichnendes Wort oft wiederholt.

So wird durch reichliche Verwendung des Rufes „Kikeriki“ (am Ende des Gedichtes „Der Hahnenschrei“) der Eindruck erzeugt, daß man das vielfache Aufkrähen der allenthalben im Lande erwachten Hähne zu hören vermeint, und, weiter, die Jubel-, Spott- und Feststimmung des Paares und der Gäste auf das reinste und jauchzendste ausgedrückt.

Kopisch besitzt in nicht geringerem Maße als die hörende die sehende Phantasie, wie diese bei wirklichen Dichtern stets verschwistert sind; weshalb auch in den Bemerkungen über das Musikalische bei Kopisch bereits einiges über seine Anschauung gesagt ist. Kopisch gibt durchweg konkrete Bilder, die von Dreindeuten verhältnismäßig selten, von Betrachtungen niemals gestört werden. Er sieht auch das Unreale mit der Sicherheit der Realität und schafft damit dieser Welt der Geister und der Wunder eine eigene starke Existenz. Und zwar sieht er stets eine Fülle von Einzelzügen, Gebärden und Handlungen, und setzt sie mit größter Akuratesse hin. Hierfür bezeichnend ist etwa die Art, wie das Erschrecken des Teufels geschildert wird, als ihm das Schrot in die Nase gefahren ist; „da schüttelt er, spuckt, rennt, ruft und niest“. Diese mit solcher Selbstverständlichkeit hingesetzten Zeitworte geben ganz realistisch, fast aufzählend,

ganz sachlich die Reaktion auf diese Art des Schnupfens wieder und wirken eben durch ihre nüchterne Bestimmtheit überzeugend. Trotzdem in solcher Weise oft eine Reihe von Worten, besonders eben Zeitworten, nebeneinander gestellt sind, entsteht niemals der Eindruck mosaikartiger Zusammensetzung, da der Rhythmus als bewegtes und bewegungzeugendes Geäder hindurchläuft.

Die Klarheit und Intensität seiner Anschauung ermöglicht es ihm ferner, die Anschauung noch durch einen Einfall aus der Anschauung heraus zu krönen: nicht nur die Hähne fangen an zu krähen, sondern der Turmhahn kräht mit; der Fegeteufel fegt nicht nur das am Boden Liegende, sondern, wenn einer spuckt, fängt er's in der Luft. Eben die Sicherheit der Anschauung und die dadurch erzeugte Selbstverständlichkeit der Darstellung bewirkt, daß wir entrückt das Naturgesetz vergessen und alle diese unwirklichen Vorgänge als natürlich empfinden, — ein Gefühl, das dem Traume verwandt ist, wie auch in manchen Gedichten, überflüssigerweise und deshalb nicht selten zum Schaden der Wirkung, das Geschehen als Traum gedeutet wird.

Kopisch beherrscht mit vollkommener Souveränität seine Welt: als ein Rattenfänger von Hameln lockt er diese weite wimmelnde Schar der Irrlichter und Irrklänge, der hellen, dunklen, kurzen, langen, hüpfenden, tappenden Töne, der Vokale und Mitlauter, der Wort-

geister und Reimkobolde hinter sich her, ein Hexentanzmeister, der mit dem „Feendudelsack“ aufspielt und die Welt in eine heitere Walpurgisnacht voll Jauchzen, Traum und Reigen verwandelt.

Wie Fontane bekannt hat, ihm habe der Sinn für Feierlichkeit gefehlt, so nimmt auch Kopisch seine Wunder und Wundertäter nirgend feierlich. Hingegen ist jene umfangreiche Gruppe seiner Gedichte, die unter Platens Einfluß entstanden ist, von Feierlichkeit erfüllt. Kopisch, der in freiesten Maßen seine Kraft ausjauchzen und ausfliegen ließ, dessen Gedichte mit Armen und Händen in der Luft gestikulieren und flügeln, Kopisch ließ sich bestimmen, seine Kraft in den nach antikem Muster kunstvoll geschmiedeten Panzer sapphischer und alcäischer Oden zu pressen; so schleppten sich, gleich den Platenschen, diese Gedichte dahin und brachen erstickt nach einer Zeit zusammen: von all diesen stolzierenden Versen, von all diesen ausgerechneten Oden, blaßblütigen Hexametern und aufgeschwollenen Dithyramben ist nichts mehr lebendig.

Kopisch hat ferner eine große Zahl ernster Gedichte

geschrieben, die nicht in antiken Formen gehalten sind. Auch hier behandelt er zumeist Sagenstoffe. Es fehlt da und dort nicht an starken Einzelheiten, wie diese Darstellung eines Eisbruchs:

„Und als der letzte Mann am Lande,
Hob wie aufatmend das Meer in der Bucht
Weithin mit Gedonner des Eises Wucht ...
Und wogte zu Trümmern den Spiegel, der eben
Noch trug des fröhlichen Volkes Schweben,
Zerbrach ihn und türmte und rollte im Lauf
Ein Gebirg von Schollen am Ufer herauf."

Aber solche Verse werden stets von der Masse der anderen ungestalteten verschüttet. Die meisten Gedichte dieser Gruppe entbehren auch im einzelnen der Physiognomie und sind ohne eigentlich auffallende Mängel, doch auch ohne rechtes Ergebnis versifizierte Sagen, die man in der edlen Prosa der Brüder Grimm mit größerem Genusse empfängt.

Die reinsten Wirkungen erzielt Kopisch bezeichnenderweise auch hier mit zwei Stücken, in denen er Geister darstellt, Geister des Gesanges.

Das erste ist das Gedicht „Der unsichtbare Flöter", dessen erste Strophe zum Vollkommensten der deutschen Lyrik gehört, das aber in den folgenden Strophen aus diesem lautersten lyrischen Ton ins Drastische entgleist:

„Es klingt so süß im Apfelbaum:
Wach auf, wach auf vom Mittagstraum!
Wie fallen auf dich der Blüten so viel:

Sie löste der Flöter mit seinem Spiel,
Der Unsichtbare, der Frühlingsgeist,
Der Nachtigallen unterweist."

Das andere ist „Der Nöck", eine der schönsten deutschen Balladen, die durch Löwes bedeutende Vertonung bekannt geworden ist:

Es tönt des Nöcken Harfenschall;
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig sein!
Wie kann dein Singen taugen?" —
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und senkt sich in die Flut hinein.

Da rauscht und braust der Wasserfall,
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall,
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter, grün und prächtig.
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall!

„Komm wieder, Nöck, du singst so schön!
Wer singt, kann in den Himmel gehn!
Du wirst mit deinem Klingen
Zum Paradiese dringen!
O komm, es haben
Gescherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und singe schön!“

Da tönt des Nöcken Harfenschall,
Und wieder steht der Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen,
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht.
Mit Singen kann er lachen
Und selig weinen machen! —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entschwebet . . .
Er singt bis in die Sternennacht!

Eine besondere Stellung hat in Kopischs Werk das Gedicht „Der Trompeter“: es wächst aus starker Realität empor ins Monumentale und birgt in dem Ruf des auf der Scholle treibenden Trompeters ein Wort voll schlichtester Gefaßtheit und voll eines an letzte Dinge rührenden Humors.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich da die Tränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Not
Erscholl er ihm vom Munde bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk' ich seiner, rinnet mir die Trän' in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand:
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!"

Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmut,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein! —

Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach! . . .
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

Wie die heiteren Gedichte Klang gestalten, so lobsingen diese drei besten unter Kopischs ernsten Gedichten der Kraft des Klanges, und in dem letzten ist, wie in ein Symbol, das Schaffen von Klang in eine große tönende Gebärde zusammengefaßt: „Und schwang den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang."

In dieser Auswahl sind ausschließlich heitere Gedichte enthalten, weil Kopischs vollkommene ernste Gedichte der Zahl nach zu wenig sind, um eine Gruppe oder auch nur einen Anhang zu bilden, weshalb die besten Stücke und Strophen in der Einleitung abgedruckt worden sind.

Derselbe Mangel, der etwa ein Gedicht von allererster Anlage, wie „Der unsichtbare Flöter", zerstört, hat auch vielen heiteren Gedichten geschadet, der Mangel an Stilgefühl, der etwa in die Drastik des Gedichts vom „Krähen" eine rein lyrische Zeile wie die von den „umirrenden Wassern" setzt.

Am bedenklichsten ist, daß Kopisch oft kein Gefühl dafür hat, wann er aufhören muß; wodurch ganze Gedichte schlechtweg zerstört, andere aber, wie das vom Prior Wichmann, in ihrer Wirkung immerhin beein-

trächtigt werden, während in anderen, in dem vom Krähen, vom Mohriner Krebs, vom schnupfenden Teufel, die Pointe herausgearbeitet ist. Dieser Mangel ist darum wesentlich, weil die Wirkung einer Anekdote auf der Pointe beruht und mit der Vernachlässigung der Pointe das Organische dieser Art verletzt wird.

Es galt somit aus den heiteren Stücken die nicht geringe Zahl der ganz oder fast vollkommenen auszuwählen und zugleich die Mannigfaltigkeit der Stoffkreise Kopischs wiederzuspiegeln, so daß in gesammelter Kraft dieser gestaltete Jubel, Gebild auf Gebild, vorüberrausche und -klinge.

München, September 1908

Ernst Lissauer

Feendudelsack

Ach, fänd' ich einen Dudelsack wie Jack der Hirt am Zaun,
Und auch die Melodie dazu der wunderbaren Fraun!
Er hatte sie im Schlaf gehört,
Das hat die Welt fast umgekehrt:
Sie mußte doch im ganzen
Nach seiner Pfeife tanzen.
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Denn als mit seinem Dudelsack er zu den Hirten kam,
Der süße Schall, der neue Schall sie alle wunder nahm!
Ein jeder warf die Flöte hin
Und küßte seine Schäferin;
Sie tanzten nicht nur selber,
Nein, rings Ochs', Küh' und Kälber,
Lamm, Zieg' und Bock und Hund, heidum!
Das war ein Gaudium!

Die Kinder auf dem Wiesenplan, die einten sich zum Kranz
Und trippelten und hüpfelten im Ringelreigentanz:
Dann mußten auch die Ammen dran
Und Hölkermann und Humpelmann:

Das konnt' er alles machen,
Heidi! das gab zu lachen!
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Im Wirtshaus aber blies er schön: da tanzte Krug und Faß,
Von selber tanzete der Wein in lust'ger Zecher Glas.
Er tanzte auch in ihrem Blut,
Da hüpften sie vor Übermut
Und stießen an einander
Und jauchzeten selbander,
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Dann ging er in den großen Rat und ließ dort alles springen,
Man sah den Bürgermeister da sich mit dem Schreiber schwingen:
Perücken flogen um wie dumm,
Man warf die Tintenfässer um.
Die Federn tanzten selig
Und Aktenstöß' unzählig!
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

So lustig hüpfte nie der Bock, woraus der Balg gemacht,
Wie da der Dideldudelsack die Schul' in Tanz gebracht.
Der Plato flog, der Cicero
Hoch in die Luft, man tanzte froh,

Und Bakulus taktierte
Den Tanz und inspizierte
Das Schülervolk, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Jack dudelt durch die ganze Welt, bis sie sich einig fand,
Und Philosoph und Dämmerling, sie tanzten Hand in Hand.
So lange Jack nur musiziert,
Ward nirgend kontra protestiert:
Man sah im Jubel eben
Den Feind mit Feinden schweben
Und küssen sich, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Der Henker, selbst der Delinquent am Galgen tanzten auch
Hinauf die Leiter und herab: es war ein neuer Brauch.
Sie faßten sich so liebreich an
Und walzten um den Galgen dann:
O fröhliche Gesichter!
Es tanzte Volk und Richter,
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Und standen Völker feindlich auf und rüsteten zur Schlacht,
Die Türken da, die Christen hier, da dudelt Jack mit Macht.
Es tanzen nun die Waffen all,
Kanonen auch mit großem Schall,

Die tanzten, bis der Frieden
Die Völker sanft geschieden.
Da zog man heim, nicht lahm, nicht krumm:
Es war ein Gaudium!

Das leichte Volk der Luft sogar, es flatterte im Takt:
Die Taube wurde, blies er, nicht vom wilden Weih gepackt.
In lust'gen Wirbeln, hoch und weit
Schwang alles sich in Heiterkeit,
Mit Flügelschlag und Singen,
Zu Dudelsackes Klingen.
Heidi, tirili, tirila, tirilum!
Das war ein Gaudium!

Das Wild im Walde regte sich, und keines lag da krumm,
Das Eichhorn tanzt, es tanzt der Bär, der plumpe, mit Gebrumm.
Der Dachs kam aus dem Loch hervor
Und tanzt in muntrer Hirsche Chor.
Hei! wie die Füchse schlüpften,
Wolf, Reh und Eber hüpften,
Die Hasen auch, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium.

Die Fisch' im weiten blauen Meer, sie tanzten nach dem Schall,
Der Hering, die Sardelle, dann der Pottfisch und der Wal,
Delphin und Robbe mit Geschnauf,
Der Seehund hüpfte bellend auf;

Wie lustig sie da sprangen,
Daß weit die Wellen schwangen!
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Zuletzt ging Jack zur Höllen und durchdudelte sie ganz,
Die Teufel scharten lustig sich zum Ofengabeltanz.
Die Seelen guckten mit dem Kopf
Hervor aus ihrem Martertopf
Und warfen hin die Fesseln
Und sprangen aus den Kesseln
Und tanzten da, heidam, heidum!
Es war ein Gaudium!

Das sah vom hohen Himmelssaal Gott Vater an und sprach:
So lustig darf's dort noch nicht sein! Jack, Jack, halt an, gemach!
— O Herr! — Nein, nein, das soll nicht sein!
Komm in den Himmel mir herein;
Da will das besser passen,
Da darf ich dich schon lassen! —
Er kam: heidi, heidam, heidum!
Das gab ein Gaudium!

Als Jack nun in den Himmel kam, da ging es an ein Flattern:
Ein Engel will den andern da beim Flügelchen ergattern;
Sie flirren und sie schwirren sehr,
Sie lachen flatternd hin und her;

Jack aber sprach: das wußt' ich,
Im Himmel ist es lustig!
Heidi, heida, heidam, heidum!
Das war ein Gaudium!

Hütchen

Ich bin ein Geist, und geh' herum und heiße mit Namen Hütchen:
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen!

Husch, hin und her,
Die Kreuz und Quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis ans Ohr in Federn! —

Doch horch, da klingt ping pang, ping pang, bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede.

Gesegnet seid
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig beide sitzen!
Die Tochter klöppelt Spitzen. —

Nun macht der Schmied viel Nägel sich ... die Stange nimmt kein Ende! —
Die Tochter mißt die Spitzen nach ... O Wunder! auch kein Ende!

„Seid fröhlich heut'
Ihr guten Leut'!
Die Frühauf segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrütchen!"

Die Heinzelmännchen

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten . . .
Und eh ein Faulpelz noch erwacht . . .
War all sein Tagewerk . . . bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil;

Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken . . .
Eh' sich's der Zimmermann versah . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . . schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, . . . das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell' und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind!

Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf . . .
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch

Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten, —
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock . . . bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht' sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch husch husch husch! — verschwinden all!

O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber tun!
Ein jeder muß fein
Selbst fleißig sein

Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Kaspars Löffel

Wer Zwergen etwas nimmt, der seh sich vor.
Bei Gnissau kamen sie gar oft vors Tor
Beim Pflügen, wenn das Wetter recht nach Sinn,
Und stellen dicht am Rain die Tafel hin,
Topf, Napf, Schüssel, Löffel.

Und aßen da verwunderlicher Weis'
Von einer ganz absonderlichen Speis';
Die war zerstückt, gesüßt, gespickt, gepocht
Und dann mit neunerlei Gewürz gekocht;
Man aß sie mit Löffeln.

Einst schlich der Müller an denselben Ort
Und nahm von solchen Löffeln einen fort.
Da kam zum Schulzen gleich ein Zwerg gerannt,
Sprach: „Kaspar heiß' ich, das sei dir bekannt;
Ich will meinen Löffel."

Der Schulze sagte: „Freund, den weiß ich nicht.“
Das Zwerglein wieder: „Freund, so hilft mir's nicht.
Du bist hier Obrigkeit, drum schaff' den Dieb,
Und gib dir Müh', es sei dir leid nun oder lieb;
Schaff' mir meinen Löffel!“

Der Schulze sprach: „will sehn, ob ich ihn find'.“ —
Da ging der Zwerg, kam wieder dann geschwind
Und sprach: „mein Name steht darauf ganz fein:
‚Kaspar‘, und Kaspars Löffel muß es sein.
Schaff' mir meinen Löffel!“

Der Schulze sprach: „will sehen, wo und wie.“
Da ging der Zwerg; der Schulze gab sich Müh'
Und spürte da und dort und traf's doch nicht.
Am Morgen fand sich wieder ein der Wicht:
„Ich will meinen Löffel!“

Der Schulze suchte wiederum von Haus zu Haus;
Er kriegt den Dieb jedennoch nicht heraus.
Denn weil die Müller ehrlich sind — so kommt
Auf den kein Mensch. Allein der Kleine kommt:
„Schulz', schaff' den Löffel!“

Der Schulze weiß am End' sich nicht mehr Rat,
Der Kleine läßt nicht Ruh, nicht früh, nicht spat;
Der arme Schulz' — wenn seine Frau er küßt,
So zupft das Zwerglein ihn und ruft: „pst, pst!
Schaff' mir meinen Löffel!“

Da sprach der Schulz' am End': „laßt mich in Ruh
Und seht nach eurem Löffel selber zu.“

„Gut!“ sagt der Zwerg und ruft die Zwergen all',
Und alle suchen nun mit großem Schall,
All', all' nach dem Löffel.

Von einem Haus ins andre zieht das Heer,
Es tobt, als wenn's der wilde Jäger wär'.
Durch Flur und Küch' und Keller hört man schrein:
„Den Löffel, Kaspars Löffel muß es sein!
Dieb, Dieb, schaff' den Löffel!“

Die Zwerge werden aller Häuser Pein,
Sie dringen überall gleich Mäusen ein;
Was hilft es, wenn die Bauern Zeter schrein,
Die Zwerge rufen immer: „Recht muß sein!
Dieb, Dieb, schaff' den Löffel!“

Er find't sich nicht. Der Bauern Not wird groß;
Ein Bauer schlägt gar auf die Zwerge los,
Allein sie haben Nebelkappen an
Und rufen, während er nicht treffen kann:
„Dieb, Dieb, schaff' den Löffel!“ —

„Ich hab' ihn nicht.“ — „Wir kehren um das Haus.“ —
„So kehrt es um, er fällt doch nicht heraus!“
Da kommt des kleinen Volks erst viel herbei,
Man hört bis zu der Mühle das Geschrei:
„Dieb, Dieb, schaff' den Löffel!“

Der Müller denkt: man sucht am End' auch hier;
Darum behalt' ich diesen Löffel nicht bei mir! —

Er geht und will verscharren ihn im Sand;
Als plötzlich Ehrenkaspar vor ihm stand:
„Gib her den Löffel!“

Vor Schreck entfiel der Löffel da dem Mann;
Doch Kaspar rief sein ganzes Volk heran
Und rief: „ich hab' den Dieb, ich hab' den Dieb,
Der ist mir lieb, der kriegt nun manchen Hieb;
Flink her mit den Löffeln!“

Da kam das ganze kleine Volk herbei
Und schlug mit Löffeln ihn beinah zu Brei.
Der Müller rief da öfters: mit Verlaub! —
Allein man klopft ihm aus den Müllerstaub.
Da stiehl wieder Löffel!

Des kleinen Volkes Überfahrt

Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus —
„Tipp, tipp!“ — Wer mag das sein?
Der alte Fährmann geht hinaus.
„Tipp, tipp!“ — Wer mag das sein?
Nichts sieht er, — halb nur scheint der Mond,
Die Sache deucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein
Und haben Weib und Kindelein.

Fahr' über uns, die Müh' ist klein,
Und jedes zahlt sein Hellerlein.
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande.

Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zuviel Hammerschlag
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag!" —
— Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah:
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es klang wie fern und war doch nah:
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte sein;
Er kommt. Die kleinen Wesen schrein:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt' er wohl behutsam sein!
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,

Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr' ab, der Kahn will sinken,
Fort! eh' wir all' ertrinken!"

Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
Au! schrie die ganze kleine Schar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelt's hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Federwisch.
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch.
Nichts sieht man, doch am Schalle
Hört man, hinaus sind alle. —

Nach holt er wieder neue Schar:
Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das Tück, tück, tück. —
Er fährt den letzten Teil zum Strand:
Der Mond geht unter am Himmelrand.
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,

Wie von Johanniswürmelein. —
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.

O welche Wunder er nun sah:
Der ganze Strand war all bedeckt,
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold
Und Edelstein und rotes Gold. —
Hei, denket der Knecht:
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan: —
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Der fängt ein Zeterschreien an! —
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbsen klein:
Es mochten kleine Steinchen sein:
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!“ —
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind,

Und stoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand;
Und immer ruft es nach vom Strand:
„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nicht zurücke!“

Die Zwerge in Pinneberg

In Pinneberg eine Hochzeit ist, auf, auf, ihr lustigen Geister!
Flink hin, wo's was zu essen gibt, wir sind Schnablierens Meister!
Ja! rief das sämtliche Gezwerg,
Nach Pinneberg — nach Pinneberg!
Mit feinen Stimmchen: Pinneberg!
Mit gröberen — nach Pinneberg!
Ja Pinneberg!
Nach Pinneberg!

Die Gäste sitzen schon am Tisch und denken nun zu schmausen;
Doch zwischen hockt das Geistervolk, und flink beginnt das Mausen.
Kehrt sich ein Gast zur Nachbarin,
Schlipp, schlapp, ist seine Suppe hin!
Es faßt es kein Verstand und Sinn,
Er sieht sich um, wo ist sie hin?
Wo ist sie hin,
Wo ist sie hin?

Es sind die Zwerge nicht zu sehn, sie haben Nebelkappen,
Sie drehen, wenden, ducken sich, man kann sie schwer ertappen.
Sie höhlen aus den ganzen Fisch,
Sie ziehen aus der Gans den Wisch,
Sie langen das Konfekt vom Tisch,
Sie trinken aus den Gläsern frisch
Wein und Gemisch
Verschwenderisch!

Der Tanz beginnt, man steht nun auf, die Gäste sind noch nüchtern,
Es knurrt der Magen, und man war im Nehmen doch nicht schüchtern!
Doch, kam auch noch soviel herein,
Gleich war das Zwergvolk hinterdrein,
Weg war sogleich Bier, Met und Wein,
Im Nu auch jeder Teller rein
Von Leckerein
Und Näscherein!

Die Gäste sind zum Tanz so leicht, als wär' es vor dem Speisen.
Hei! wie gelang den Paaren es im Saal herumzukreisen!
Doch bald erhebt ein Stäubchen sich
So mächtiglich und fürchterlich,
Als tanzte hier unsichtbarlich
Der Püsterich mit Alberich
Und Alberich
Mit Kalberich.

Und sieh! so war's; die Zwerge sind von vielem Wein betrunken:
Da wird im Saal herumgeschleift, gehumpelt und gehunken!
Dem einen juckt so weit die Haut,
Er küßt beherzt die schöne Braut,
Und was der eine sich getraut,
Getraut sich alles böse Kraut:
Es graut der Braut,
Die fühlt, nicht schaut.

Den Bräutigam verdrießt das Ding: er schlägt um sich im Zorne
Und trifft, da fliegt ein Käppchen ab dem einen Zwerg von vorne.
Das fängt der Bräutigam sodann
Und sieht nunmehr den kleinen Mann,
Der aber blickt ihn bittend an
Und weint, so sehr man weinen kann:
„Sei kein Tyrann:
Laß los den Bann!"

Halt' fest! rief da ein Gast ihm zu, dann kommen andre Zwerge,
Die bringen dir zum Lösegeld viel Schönes aus dem Berge.
So! kneif ihn recht! dann schreit er sehr,
Da kommen Zwerge mehr und mehr:
Sieh! keiner hat die Hände leer,
Und alle tragen Schätze schwer;
Sie keuchen sehr:
Kneif ihn noch mehr!

Wie mühsam kommt nun einer an mit einer goldnen Kette
Und fleht der schönen Braut, daß sie den Kameraden rette.
Die Braut, zufrieden mit dem Kauf,
Setzt nun dem Schelm sein Käppchen auf,
Gibt einen Kuß ihm obenauf
Und sagt: nun, armer Schelm, nun lauf!
Lauf Zwergehauf
Den Berg hinauf!

Da lief, so schnell es konnte, fort das ganze Volk der Zwerge
Und zankte sich noch lange Zeit, man hört' es tief im Berge.
Sie sagten: Nie nach Pinneberg —
Spricht einer noch von Pinneberg,
Den schicken wir nach Pinneberg,
Und lassen ihn in Pinneberg,
In Pinneberg,
In Pinneberg!

Der Braut zu Füßen aber liegt der Saal gehäuft voll Schätze,
Und jeder Gast empfängt ein Stück, daß er sich dran ergötze.
Aufs neu beginnt das ganze Fest;
Und da nun fort das Wespennest,
Ein jeder sich's auch schmecken läßt,
Was man ihm bringt aus Ost und West,
Und hält es fest
Bis auf den Rest.

Hexenbewirtung

Wo kommt der liebe Bote her? — Ich glaube von Schwerin,
Er stapelt durch den Eichenwald: da sieht er Hexen ziehn,
Erst eine, zweie dann, dann drei:
Dann hüpfen immer mehr herbei,
Flink, jung und wunderniedlich!
Auch duftet's appetitlich.
Sie decken, zupf! den runden Tisch
Und tragen Braten auf und Fisch
Und süßen Saft der Reben.
Heidi! das wird ein Leben!
Und alles im ganzen
Kommt an mit Tanzen.

Sie machen einen Ringeltanz, hui! und umzingeln ihn:
„Tanz mit, tanz mit, du süßes Herz, du Bote von Schwerin!"
Er denkt: hm, hm, was schadet das,
Ein bißchen Hüpfen auf dem Gras?
Wer läuft, der kann auch tanzen!
Paff! wirft er hin den Ranzen.
Er sucht sich aus das jüngste Blut
Und schwingt es hoch im Übermut:
Nun geigt auf Pferdeköpfen,
Und klappert mit den Töpfen,
Ihr pfiffig galanten
Tanzmusikanten!

Ich glaube, daß er sich dabei ein wenig übernahm;
Denn, wie er eins herumgetanzt, so war ein Bein ihm lahm.
Allein, es läßt ihm keine Ruh,
Er hinkt und humpelt immer zu,
Bis alle Hexen lachen,
Ihn pur zum Narren machen.
Jetzt fällt er, aber hält sich doch;
Er hüpft auf allen vieren noch
Und ist dabei so heiter
Und jubelt immer weiter;
Bald aber als Müder
Läßt er sich nieder.

Komm, komm! Man führt zur Tafel ihn und setzt ihn oben an.
Sie legen ihm das Beste vor, da freut er sich, der Mann.
Er nimmt die Gabel in die Hand,
Doch ganz verkehrt. O Unverstand!
Er sticht sich, kann's nicht meiden,
Schneid't sich beim Bratenschneiden,
Er bringt nichts in das Maul.
Er langt zum Glas nicht faul;
Das aber heißt geschoren!
Das Glas ist angefroren:
Potz Blitz Sappermenter
Und Elementer!

Da raunt ein zierlich Hexelein, das ihm zur Seite saß:
„Dein Nachbar ist ein Hexerich, der macht sich diesen Spaß.

Gib einen Nasenstüber ihm
Und sag' dazu: Fi Joachim!
Dann wird etwas geschehen,
Gib acht, du wirst was sehen!"
Er tut's, — da kommt faustdick
Ein Donnerschlag zurück:
Ich glaub', zehn Klafter fliegt er, —
Und tief im Graben liegt er!
Potz Blitzdonnerwetter
Und Leutegeschmetter!

Er rafft sich auf und ruft: „Es ist doch alles Lumpenpack,
Ich traue keiner Hexe mehr mit ihrem Schabernack.
Wie freundlich sie mir zugeraunt,
Bis mich das Wetter wegpoldaunt!
Hätt' ich nur meinen Ranzen!" —
Da sieht er gar ihn tanzen!
Der Ranzen wird zum Ziegenbock,
Da flieht er über Stock und Block,
Mit Schritten, meilengroßen!
Stets will der Bock ihn stoßen:
Da kann man vor Rennen
Nichts mehr erkennen!

Dem Boten war viel besser es, er ging wie sonst den Gang;
Die Briefe kommen gar nicht an, das währt dem Vogt zu lang.
Ankommt er endlich ganz bestaubt
Und prustet, stöhnt und schnäuzt und schnaubt.

Der Ranzen wird gefunden
Nach vierundzwanzig Stunden:
Er hängt am Galgen hoch im Sturm;
Der Bote brummt derweil im Turm,
Gelobet seine Pflichten
Inskünftig zu verrichten —
Und nicht mehr zu gucken
Nach Teufelsspuken.

Der Hexenritt

In der Sommernacht
Der Knecht erwacht,
Da sieht er die Mägde geschäftig gehn
Und mit Marei am Herde stehn.
Mit Salbe beklecksen
Sich Besen die Hexen,
Dann geht es im Saus
Zum Schornstein hinaus.
Zieht eine fort,
So ist ihr Wort:
Flieg auf, flieg aus, flieg um, nicht an!
Mich nach, mir nach, wer's auch so kann!
Dann reitet die Hexe
Auf Besengezäckse
Zum süßen Konnexe
Zum Gänsegeschleckse:

Hih hoh, heh heeh!
Hah hih, heh heeh!
Durch die Lüfte geschwind
Wie der sausende Wind.

Jetzt meint der Knecht:
Das wär' mir recht!
Nimmt einen Stock und sucht im Rauch
Die Hexensalbe und salbt ihn auch:
O welch Vergnügen,
Ihr nach zu fliegen!
Die fang' ich im Tanz
Um den Kessel der Gans!
Im Zorn will er fort
Und spricht das Wort;
Allein anstatt „flieg um, nicht an"
Sagt „um und an" der arme Mann.
Nun bleibt er nicht stecken,
Doch fliegt er zum Schrecken
(Er kann sich nicht decken)
An Mauern und Ecken,
Piff paff, ho heh!
Rumm bumm, weh weh!
Mit dem Kopf an den Baum:
Ihm wird wie im Traum! —

Fort und fort,
Von Ort zu Ort:
Im Sturm an den Turm, pirr! — klirr! an die Fahn'
Er reißt in die Lüfte den Wetterhahn, —

193

Schwirr! pirr! an die Mühle,
Ins Flügelgewühle! —
Blautz! prallt er ab;
Der Kopf fliegt ab;
Doch er noch fest
Zum Geiernest —
Fliegt an — da rupft und zupft ihn vorn,
Rechts, links und hinten Klau' und Dorn.
So wird er verschlissen,
Zu Faden zerrissen,
Heruntergeschmissen:
Es bleibt nicht ein Bissen! —
Über Stock und Block
Hin fliegt sein Stock
Ganz selig allein
Zum Hexenverein.

Dort fliegt er an,
An Weib und Mann,
Man flieht und flüchtet vor ihm her,
Stürzt, stolpert hin, die Kreuz und Quer.
Man kann sich nicht decken,
Es tanzet der Stecken,
Fliegt an und um
Im Kreis herum,
Das Zauberwort
Wirkt fort und fort,
Wupp wupp, wupp wupp, tipp tapp, tipp tapp!
Klitsch klatsch, klitsch klatsch, klipp klapp, klipp klapp!

Auch ist so erpicht er
Auf Hexengesichter,
Und nimmer zerbricht er,
Bis fort das Gelichter,
Hah hih, hoh heh!
Hih hoh, heh heh!
Bis alles zerstäubt,
Und nichts mehr bleibt.

Wie Schaum und Flaum
Zerrinnt der Traum.
Von neuem erwacht der gute Knecht
Und reibt die Augen und wacht erst recht:
Da scheint die Sonne,
O Freud', o Wonne!
Weg ist der Tanz,
Er fühlt sich ganz!
Und welch ein Spaß,
Er liegt im Gras:
Marei hat Essen ihm gebracht,
Klopft in die Hand und steht und lacht:
„Was muß ich ersehen?
Statt fleißig zu mähen,
Im Schlafe sich drehen,
In der Sonne sich bähen!"
Ha, hi, ho, hei,
Komm, Hexe Marei!
Den Traum er vergißt
Und küßt und ißt.

Zeitelmoos

Geht heim, ihr Kleinen, wärmet euch am Feuer,
Am Abend ist's im Zeitelmoose nicht geheuer!" —
Die Kleinen lachen.

Und wie er weiter reitet von der Stelle,
Wirft sich am Teich ein Mädchen in die kühle Welle . . .
Was will er machen?

Er springt ins Wasser nach, um sie zu retten . . .
Ja, wenn ihn nur die Nixen nicht zum Narren hätten!
Die Nixen lachen.

Er tappt zurück zum Roß mit nassen Beinen,
Da sitzen auf dem Rosse wiederum die Kleinen . . .
Was will er machen?

Er nimmt die Peitsch' und haut sie; aber munter,
Heupferdchen ähnlich, springen sie von da herunter
Und stehn und lachen.

Auf setzt er sich, doch Angstschweiß muß er schwitzen,
Denn hinter sich fühlt wieder er die Kleinen sitzen . . .
Was will er machen?

Sie klammern sich so fest an ihn und kneifen!
Er kann sich die Spukgeister nicht vom Halse streifen:
Sie aber lachen.

„Im Zeitelmoos ist's abends nicht geheuer!"
Zirpt eines; — doch er sieht nun Hirten um ein Feuer . . .
Was will er machen?

Er traut sich nicht hin bis zum nächsten Orte
Und will herab und gibt den Hirten gute Worte.
Die Kleinen lachen.

Nun möcht' er gern sie hauen mit dem Stecken,
Sie aber fliehn, indem sie mit den Zähnen blecken . . .
Was will er machen?

Die Hirten wollen ihn vom Pferde heben,
Da dreht sich gar der Sattel um, er fällt daneben.
Die Hirten lachen.

Er schilt sie aus, die Hirten schwinden beide,
Er liegt im Moor, am Schimmern einer faulen Weide . . .
Was will er machen?

Auf springt er, schnallt den Sattel wieder feste,
Steigt auf und peitscht: „Fortreiten, ruft er, ist das beste!" . . .
Die Kleinen lachen.

Er kommt nicht fort, es ist ihm wie im Traume:
Der Sattel sitzt am Rosse nicht, nein an dem Baume . . .
Was will er machen?

Aus allen Ecken ruft's: „Geh heim zum Feuer
Und wärme dich, im Zeitelmoos ist's nicht geheuer!" —
Die Kleinen lachen.

Nun bleibt er sitzen. Die Laubfrösche quarren,
Die Mücken stechen, alles hat ihn da zum Narren . . .
Was will er machen?

Er sitzt und sitzt, — auskräht der Hahn den Morgen,
Da rufen sie: „Nun, guter Mann, bist du geborgen!"
Und fliehn und lachen.

Er geht zum Roß: es ist ihm wie im Traume,
Sitzt auf und jagt aus dem verhexten Raume —
Was will er machen?
Fortreitet er, es klingt ihm nach im Ohre,
Er höret immer noch, und immer wie im Chore
Die Kleinen lachen.

Klaus Tink

Klaus Tink, er ritt im Zauberwald, da hebet sich der Berg
Auf Pfeilern, und er sieht darin viel wunderlich Gezwerg.
Sie tanzen und zechen
Und kommen und sprechen:
„Klaus Tink! Klaus Tink!
Wohin, wohin so flink?
Fass' an das Horn und trink!
Trink! trink!"

Er nimmt das schöne Horn und trinkt, doch nicht den
gift'gen Wein;
Er gießt es aus und hält es hoch und setzt die Sporen ein.
Er reitet von dannen
Um Birken und Tannen. —
„Klaus Tink! Klaus Tink!
Wohin, wohin so flink?
Werft ihn mit Steinen! pink!
Pink! pink!"

Da wimmelt Berg und Tal und Wald von wilden Männlein mannigfalt,
Und alles schreiet hinter ihm: Gewalt, Gewalt, Gewalt!
Er reitet von dannen
Um Birken und Tannen. —
„Klaus Tink! Klaus Tink!
Wohin, wohin so flink?
Fall hin, fall hin und hink!
Hink, hink!“

Da fällt das Roß, er kugelt hin und rafft sich wieder auf
Und hinkt und rollt und humpelt fort und purzelt um im Lauf.
Doch rafft er die Glieder
Und rennt schon wieder! —
„Klaus Tink, Klaus Tink!
Wohin, wohin so flink?
Versink im Moor, versink!
Sink, sink!“

Da plumpt er in den tiefen See; doch weil er schwimmen kann,
Und weil er fest den Becher hält, versinkt er nicht, der Mann.
Es helfen die Nixen,
Dem flinken die fixen:
„Klaus Tink, Klaus Tink,
Nun folg' du unserm Wink:
Nur hier hinüber, flink!
Flink! flink!“

Am Ufer stehn die Zwerge da — sie scheun das Wasser
sehr;
Die Nixen führen ihm das Roß im Flug geheilt daher.
Er reitet von dannen
Um Birken und Tannen:
„Ich heiß Klaus Tink,
Mein ist der Becher blink,
Von Silber, nicht von Zink:
Kling, pink!“

Der Jäger am Mummelsee

Der Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh,
Verdrießlich geht er am Mummelsee. —

„Was sitzet am Ufer? — Ein Waldmännlein.
Mit Golde spielt es im Abendschein!“ —

Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“

Das Männlein taucht aber unter gut, —
Der Schuß geht über die Mummelflut!

„Ho ho, du toller Jägersmann,
Schieß du auf — was man treffen kann!

Geschenkt hätt' ich dir all das Gold,
Du aber hast's mit Gewalt gewollt!

Drum troll dich mit lediger Tasche nach Haus,
Ihr Hirschelein tanzet, sein Pulver ist aus!"

Da springen ihm Häselein über das Bein,
Und lachend umflattern ihn Lachtäubelein.

Und Elstern stibitzen ihm Brot aus dem Sack
Mit Schabernack, husch, und mit Gick und mit Gack,

Und flattern zur Liebsten, und singen ums Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus."

Bruder Nickel

Der kluge Peter sagt' einmal bei Tische:
„Warum soll man im See nicht fischen können?
Es sind darin so viele, viele Fische,
Daß sie mit Köpfen wider einander rennen!"

Da trugen wir den Nachen hin zum Seee
Und liefen nur zurücke nach den Netzen; —
Doch als wir wieder kommen um die Höhe,
So blieben wir da stehen vor Entsetzen.

Der See war schwarz, und wie vom Feuer kocht' er,
Es stand der Kahn im höchsten Buchenwipfel.
Da hielten sich mein Sohn und meine Tochter
Und auch der Knecht an meinem Mantelzipfel.

Ich aber rief: Wer Teufel hat den Nachen
Hinaufgebracht auf die verwünschten Buchen?
— Da hörte ich von beiden Seiten lachen,
Dann aber rief es: „Hör' nun auf zu fluchen.

Kein Teufel hat den Kahn dahin verschlagen,
Den hat mein Bruder Nickel so vertragen." —
— „Wer bist du und der Nickel? muß ich fragen." —
Da rief es her: „Das werd' ich dir nicht sagen!"

Zieten aus dem Busch

Man glaube nicht, daß dem alten Zieten
Die Bataillen immer so leicht gerieten!
Zwar war er für sich beständig ein Held,
Wie's keinen bessern gibt in der Welt;
Doch schlugen sich manchmal seine Soldaten
Nicht allzugern mit den Kroaten:
Die hieben mit ihren Pallaschsäbeln
Rechts, links und quer nach allen Schnäbeln!
— So war es einstmals arriviert,
Daß man urplötzlich retiriert;
Auch war es fürwahr kein Kinderspiel:
Es waren vom Feind dreimal soviel.
Das Zietensche Korps riß aus, riß aus,
Wie vor dem Kater Murr die Maus. —
„Halt! rief der alte Zieten, halt!" —

Ja warte nur, wir halten bald! —
Da war durchaus kein Stillestand:
Hei! ging's den Berg hinab ins Land.
Da rief der Zieten: „Halt!“ mit Gewalt,
Und hexte: da ward sein Korps zum Wald,
Und jeder Preuße ward ein Baum.
Den Leuten war das wie ein Traum.
Die Bäume hingen, wie just man lief,
Nach einer Seite krumm und schief,
Und standen festgebannt allda:
Mußt' jeder erwarten, was geschah.

Nun kamen erst die Kroaten an,
Dann die Panduren Mann bei Mann
Und hielten allda verwundert sehr:
Sie sahen keine Preußen mehr.
Hei! dachten sie, die sind nun fort,
Und hier ist ein hübscher, schattiger Ort.
Da sprangen sie von den Rossen herab
Und warfen ab, was ihnen zu knapp,
Und banden an manchen preuß'schen Ast
Die Pferde sich an und hielten Rast.
Die Preußen müssen als Bäume stehn,
Die Pferde treten sie auf die Zehn:
Sie lägen lieber auch im Gras.
Dem alten Zieten macht' es Spaß;
Man hört ihn murmeln: „so ist's recht!
Ausreißern geht mit Recht es schlecht!“ —

Er hielt sie wie in Band und Schloß;
Am meisten aber sie eins verdroß:
Die Kroaten hatten sich Jungfern geraubt
Und küßten sie dort ganz unerlaubt:
Auch hieben sie manchen Zacken herunter
Und zündeten Feuer, das knatterte munter.
Sie jauchzten und brieten frohen Mutes
Für sich und ihre Liebsten Gutes;
Der alte Zieten aber lachte
Im Busch versteckt dazu und dachte:
Das mögen die Preußen ein Weilchen riechen,
Bevor sie mir aus den Bäumen kriechen!
Doch, als eine Weile vergangen war
Und mancher Braten braun und gar,
Da hatt' er sie in rechter Wut
Und blies in seine Hand: „tuht, tuht!" —
Auf einmal war der Wald da fort,
Und alles voll Preußen an dem Ort,
Und heraus mit „Hurrah" im selben Husch
Kam auch der Zieten aus dem Busch:
Und wurden so die Panduren geschmiert,
Daß keiner davon mehr exerziert
Noch manövriert noch massakriert
Noch je mit Jungfern karessiert!

Laut hat der alte Fritz gelacht,
Als man das Stück ihm hinterbracht.

Friedrichs des Zweiten Kutscher

Des alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
Zu Potsdam auf dem Stall zu sehen sein —
Da fährt er so einher,
Als ob er lebend wär:
Aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen kannt' er nicht: das war sein Lob!

Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
Hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
Er fand gar nichts dabei;
In dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
Und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.

Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
War jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
Woher es auch geschah,
Daß er es einst versah
Und dem alten Fritz etwas zu gröblich kam,
Wessenhalb derselbe eine starke Prise nahm

Und sprach: „Ein grober Knüppel wie er ist,
Der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!"
Und so geschah's. Ein Jahr
Bereits verflossen war,
Als der Pfund einst Knüppel fuhr und gutes Muts
Ihm begegnete der alte Fritz; der frug: „wie tut's?" —

„I nu, wenn ich nur fahre", sagte Pfund,
Indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
„So ist mir's einerlei
Und weiter nichts dabei,
Ob's mit Pferden oder ob's mit Esein geht,
Fahr' ich Knüppel, oder fahr' ich Euer Majestät."

Da nahm der alte Fritz Tabak gemach
Und sah den groben Pfund sich an und sprach:
„Hüm, find't Er nichts dabei,
Und ist Ihm einerlei,
Ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich;
Lad' Er ab, und spann' Er um, und fahr' Er wieder mich."

Der sorglose Müller

Ein Müller schrieb an die Tür was auf;
Der König hemmt sein Roß im Lauf.
„Sag, Müller, was für Worte
Schreibst du da über die Pforte?" —
„Herr König, mir ist das Herz nicht schwer,
Drum schreib' ich über die Tür daher:
Ich leb' ohne Sorgen
Von heut auf morgen!"

Der König sprach: „Klein Müllerlein,
Wie kannst du ohne Sorge sein,
Und mich, den König selber
Schafft sie tagtäglich gelber!" —

„Mein Mühlrad dreht sich draußen um,
Euch, König, geht's im Kopf herum;
Ich laß die Gedanken
Im Kopf nicht zanken."

Der König sprach: „komm' morgen früh
Zu mir, ich schaff' dir Sorg und Müh.
Auf drei verschiedne Fragen
Sollst du mir Antwort sagen!" —
„Herr König, denkt was Ihr wollt Euch aus,
Ich krieg's geschwind wie der Wind heraus,
Leb' drum ohne Sorgen
Von heut auf morgen."

Früh kam er. Der König erblickt ihn: „Aha!
Was denk' ich?" — „Ihr denkt, der Müller ist da." —
— „Getroffen! das war nicht schwierig;
Doch gern zum zweiten erführ' ich:
Wie schwer ungefähr der Mond wohl wär? —
Vier Viertel!" — „So? und wie tief das Meer?
Einen Steinwurf mißt es!" —
„Wahrhaftig, so ist es.

Flink abgemacht! Du fehlst mir im Rat;
Zieh zu mir, und hilf mir regieren den Staat." —
„Gern, aber nur zuweilen!
Nun laßt ins Freie mich eilen,
Denn bin ich erst im Rat da drein,
Werd' bald ich so quer wie die andern sein.
Flink fort ohne Sorgen
Von heut auf morgen!"

Coeur-König

Coeur-König fragt einmal, so im Parlieren,
Seinen Herrn Minister:
Wie man das Volk wohl könne meliorieren?
Es gäb' soviel Philister, soviel Philister, soviel Philister!
Da ging der Herr Minister,
Nahm Bücher und Register,
Klappt auf und zu, wend't um und um,
Schreibt blind sich, hockt sich lahm und krumm,
Bespricht es laut, bedenkt es stumm,
Und wird zuletzt mehr dumm wie dumm, mehr dumm wie dumm! . . . (ad libitum.)

Da trat der lust'ge Rat, recht mit Manieren,
Her und sprach mit Lachen:
„Herr König, ließ't Ihr mich einmal regieren,
Wollt' Euch das Ding schon machen, das Ding schon machen, das Ding schon machen!"
Coeur-König sprach: „Nun sage,
Wie brächtest du's zutage?" —
„Ich nähm' zuerst den Zoll vom Wein,
Kommt er umsonst ins Maul hinein,
So singt das Volk und macht sich fein, und macht sich fein, und macht sich fein! (ad libit.)

Wein und Gesang, weg sind da die Philister.
Samt den Unglücksunken!" —
„Still, Narr, begann mit Ernst der Herr Minister,

So wird das Land vertrunken, das Land vertrunken, das Land vertrunken!“ —
Coeur-König sprach: „Minister,
Ihr seid ein Erz-Philister.
Der Narr hat recht,
Gesang und Wein,
Sie sollen frei heraus, herein!“
Da sang, was singen konnte fein:
Coeur-König soll Herz-König sein, Herz-König sein, Herz-König sein! (ad libit.)

Das war ein guter Zug

Vor Zeiten, wie man noch so trank,
Daß mancher unter der Bank versank —
Was heute selten mal passiert,
Weil Tugend jedermann geniert —
Da ging ein Mönchlein einst nach Haus
Von einem großen Kirmesschmaus,
Heidi, heidi! hei tralira lala!
Wie war dem Pfäfflein schwüle da.

Es kam zum Steg am Kaisermoor:
Der Steg kam ihm nicht breit g'nug vor.
Da war es gar zu aufgebracht,
Daß man den Steg nicht breiter macht,
Und wie es zeigt: „so breit muß er sein“ —

Da fällt es plump! ins Wasser 'rein.
Heidi, heidi! hei tralira lala!
Wie war dem Pfäfflein kühle da.

Nun glaubt man wohl, mit dem Juchhei
Bei diesem Pfäfflein war's vorbei;
Doch hatt's mit dem noch keine Gefahr,
Weil es gewöhnt ans Trinken war.
Es trank das ganze Wasser aus
Und ging mit trocknem Fuß nach Haus.
Heidi, heidi! hei tralira lala!
Das war ein guter Zug! ha ha!

Frei nach einem alten Dichter

Wird bei Nacht dir die Ruhe geraubt durch hüpfender Flöhe
Piekende Schar und sanft anschleichende Wanzen, so gibt es
Viele der Zauber, allein nur einer, nur dieser ist wirksam:
Ehe du fährst in das Bett, sprich: Flukifligukiwanzuki,
Grillapaddunk und Krotterottotter und Mäusekaratta!
Neunmal sage den Spruch, und jedesmal trinke dazwischen
Drei der Gläser von ungrischem Wein — es geht auch mit Rheinwein!

Hast du nun ganz vollbracht das Sprüchleinsagen und Trinken,
Siehe, so beißt kein Floh; und beißt dich auch einer, so beiß' er;
Nichts doch fühlst du, du schnarchst wie die seligen Götter des Himmels.

Historie von Noah

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noäh Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und, weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind;
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke ha'n."

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rat und Lehr'
Und wies ihm alles so und so.
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann und preßt' den Wein
Und füllt' ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus, zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Historia

wie der Turmbau zu Babel unserm Herrn Gott übel gefiel, und was hernach geschah

Woher es kommt, daß, wie bekannt,
Sein eigen Zung' ein jedes Land,
Daß man nun spricht Deutsch, Welsch, Latein,

Slawonisch, Ungrisch, lehret fein
Historia, das alte Weib,
Zu gutem Nutz und Zeitvertreib.
Dies kommt nach Mosis erstem Buch
Vom Babelturm ohn' Widerspruch.

Denn als die Sündflut lang' vorbei,
Sprach alle Welt gar einerlei,
Mit einer Zung' an jedem Ort,
Man hörte nicht ein fremdes Wort;
Auch war nicht Zwietracht, Zank und Streit,
Kein Mord, kein Krieg zu dieser Zeit:
In Einigkeit, nach Gott's Gebot,
Aß, trank, liebt', schlief man sonder Not.

Da sprachen sie: auf, laßt uns baun
Hier einen Turm, von dem wir schaun
Dem Herrn hinein in'n Himmelssaal,
Den man auch sehe überall! —
Das Werk ward angepackt mit Macht,
Und bald war es schon hoch gebracht.
Die Arbeitleute, so dabei,
Erhuben mannigfach Geschrei:
ühha aihu, ühha aihu, ühha ühha, aihu aihu! (ad lib.)

Doch als es eines Tags geschah,
Daß Gott der Herr den Bau besah —
Vom Wolkenfenster, wo er lag —
Des Ameishaufens Müh' und Plag',
Die Männlein und die Tierelein

Bewegt im heißen Sonnenschein,
Wie Torheit macht soviel Beschwer:
Da lächelt drob der gute Herr,

Und sprach zu seiner Engelschar:
Anschaut den Übermut. Fürwahr,
Das Türmlein könnt' ich, wollt' ich, fein
Mit meinem Finger reißen ein.
Doch soll kein Unglück heut geschehn,
Nur mögt ihr eine Kurzweil sehn:
Weil sonst das Volk sich nie zerstreut,
Will ich die Sprachen wirren heut.

Auf Wolken stand, um recht und klar
Den Schimpf zu schaun, der Engel Schar,
Als Gott von sich den Odem ließ,
Ein wenig nach dem Turm hinblies
Und sprach: nun merket, wie sie schrein,
Es geht um Kalk und Ziegelstein.
Weil jeder red't die Sprache sein,
Weiß keiner, was der andre mein'.

He! Ziegel her!
Che cosa è?
De la chaux, de la chaux!
Was will er, he?
Red' er doch deutsch!
Parlez français!
Vous!
Muf pupulsku!
Mais, par dieu!

God dam! What is? Speek english!
Mais —
Drzewo!
What is?
Drzewo do mnie!
What is drzewo?
Du! höre!
Nie!
Hrrr bossomaterremmtemmteh!

Au waih geschrien, kümm Jakobche!
He! Ziegel her!
Che cosa è?
De la chaux, de la chaux!
Was will er, he?
Was sagt er?
Cordam attrahe!
Aqua! —
Qua qua! Ich geh, ich geh!
Der Teufel dieses Welsch versteh!
Ich geh!
Adieu!
Lebt wohl!
Good way!
Vale!
Good night!
Pole camse!

Und auseinander gingen sie,
Denn ganz umsonst war alle Müh';

Ein jeder zog zum andern Land:
Sprachmeister man nun auch erfand.
Seit dieser Zeit plagt mit Latein
Und Griechisch man die Knäbelein.
Doch ihr Sprachmeister lobet Gott,
Von diesem Wunder habt ihr Brot.

Nützliche Lehre.

Der Turm soll uns ein Bildnis sein,
Daß Menschenwitz und -macht sehr klein;
Das merke manch gelehrter Mann,
Der wohl viel Wissen haufen kann,
Doch nie den Turm so hoch erbaut,
Daß er hinein in'n Himmel schaut.
Bläh dich nur auf, gelahrter Wicht:
Gott läßt Verwirrung fehlen nicht!

Das verbotene Fluchen

Zur Landsknechtzeit nahm hierzuland
Das Fluchen und Wettern so überhand,
Daß man's bei schwerer Strafe verbot.
Da geriet manch braver Flucher in Not! —
Ein Amtmann sprach: „Ohne Fluchen auf Erden
Was will da noch Gescheutes werden?
Wenn ich nicht donnern und wettern kann,
Ziehn Knecht und Ochsen niemals an.

Es ist kein Hören und kein Parieren,
Ich muß ein Gepolter im Munde führen!
Es ist nur wegen des Getöses;
Ich denk' mir dabei ja weiter nichts Böses,
Und soll nun auf einmal entweder verstummen,
Oder bei Ratten im Loche brummen!" —
Indem er so über die Straße schlendert
Und denkt, wie die ganze Welt sich ändert,
Begegnen ihm zwei muntre Studenten,
Die fragt er, ob sie nicht helfen könnten? —
Der eine war Juris und sprach: „O wohl;
Ich erfind' Euch ein Rummeln ganz leer und hohl,
Weshalb Euch keiner verklagen kann,
Und hört sich doch wie Fluchen an." —
Da nahm der Mann die Studenten nach Haus
Und richtete her einen fröhlichen Schmaus.
Die Studenten fanden das angenehm;
Der Juris sprach: „Wollt Ihr's bequem
Zum Memorieren, so sagt mir auch,
Was Ihr für Flüche zumeist im Gebrauch?
Die setz' ich Euch flugs ins Straflose um!" —
Da blieb der gute Wirt nicht stumm
Und sagte flink eine Mandel her;
Die fand der Student durchaus nicht schwer.
Er übersetzte frisch und froh
Die allerschlimmsten etwa so:
Hol' mich der Teufel! mit: hol' mir das Pfeiffel!
Blitz alle Hagel! mit: sitz' alter Nagel!

Kreuzdonnerwetter! mit: Reutrumherrvetter!
Schockschwerenot! mit: Back schwere Brot! —
Dem guten Herrn Wirt war alles recht:
Indes ward immer fortgezecht,
Das Übersetzte ward notiert,
Dann instruiert und memoriert,
Und konnt' er's, wurde pokuliert.
So ging es fort die halbe Nacht,
Bis sie ihm alles beigebracht.
Da rief er fröhlich: „Ich lach' dem Gericht,
Hol' mir das Pfeiffel! nun ins Gesicht."
Sitz' alter Nagel! stießen sie an:
Back schwere Brot, es lebe der Mann,
Der in schlimmen Zeiten sich helfen kann!

Die Wahrheit ohne Herberge

Wer klopft bei solchem Wetter? — „Ich bin's, ein armer Mann,
Der, weil er Wahrheit redet, nicht unterkommen kann." —
— Wie schlimm sind doch die Leute, geh Hans, tu auf die Tür!
Ich such' indes was Warmes dem armen Mann herfür. —
— Herein! Wir li — li — lieben ein wa — wa — wahres Wort! —
„Wer weiß, vielleicht muß hier ich auch balde wieder fort.

Drum sagt mir, krumme Mutter und stotteriger Mann,
Wo häng' ich etwa jetzo mein Reiseränzel an?" —
— Er Grobian! — Er Flegel! Fo—fort aus unserm Haus!—
— „Da habt ihr's! Niemand hält mehr die reine Wahrheit aus!"

Der Schneiderjunge von Krippstedt

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
Dem Bürgermeister einst die Zunge:
Es war im Jahr Eintausendsiebenhundert,
Der Bürgermeister sehr sich wundert
Und find't es wider den Respekt,
Weshalb er in den Turm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagpredigt,
Die Kirche noch nicht ganz erledigt,
Am heil'gen Trinitatis Tag,
Da geschah auf einmal ein großer Schlag!
Es schlug, mit Gedonner, im Wettersturm
Der Blitz in denselben Sankt Niklasturm.
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
Die kaum sich vom Brand erhoben hat.
Was innen ist im Gotteshaus,
Das dringt mit aller Gewalt heraus:
Was außen ist, das will hinein! —
Da sieht man auf einmal Flammenschein
Von außen an des Turmes Spitze:
Da rief man „Feuer! Wasser! Wo ist die Spritze?"

— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei;
Doch Kasten und Röhren sind entzwei!
Wie saure Milch läuft alles zusammen:
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen — es war ein böser Tag —
Hallt mancher Donner- und Wetterschlag! —
Nun sammelt sich der Magistrat,
Und jeder weiß etwas, und keiner weiß Rat!
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
Sieht sich das Ding bedenklich an
Und spricht: „Hört mich, wir zwingen's nicht!
Der Turm brennt nieder wie ein Licht,
Es kommt, wer hatte das gedacht sich,
Wie Anno sechzehnhundert achtzig!
Erst brennt der Turm, die Kirche, die Stadt sodann;
Drum ist mein Rat: rett' jeder, was er kann!" —
Da laufen die Bürger; mit aller Kraft
Ein jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
Wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — was krabbelt dort aus dem Loch
Am Turm? — der Junge! — Nein! — Und doch!
Er ist's, er klettert zu Turmes Spitze —
Der Schlingel! Er nimmt vom Kopf die Mütze,
Er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus! —
Er löscht es mit seiner Mütze aus!
Er tupft am ganzen Turm umher,
Man sieht nicht eine Flamme mehr!

Und während alle jubelnd schrein,
Schlüpft er von neuem ins Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen
Und sitzt, als wär' gar nichts gewesen.
Das mehrt den Jubel; die Bürger alle
Rufen ihm Vivat! mit großem Schalle;
Der Bürgermeister aber spricht,
Indem sein großer Zorn sich bricht:
Holt ihn heraus, ich erzeig' ihm Ehr,
„Und tu für ihn zeitlebens mehr!" —
„Da kommt er ganz rüstig, der Knirps, der Zwerg!
Hoch lebe der kleine Liewenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: „Komm, Junge,
Streck noch einmal heraus die Zunge!
Ich leg' dir lauter Dukaten drauf!
So, sperr' den Mund recht angelweit auf!
Nur immer mehr herausgereckt!
Wir haben alle vor dir Respekt!
Und morgen wird, daß nichts manquiert,
Die große Spritze hier probiert
Und was entzwei ist, repariert!"

Zollfreiheit

An einem Zollhaus, wo man eben
Für allerlei Fische Zoll gegeben,
Kam unter andern auch ein Mann
Mit einem großen Walfisch an.

Was gibt der Zoll? Der Zöllner spricht:
„Will gleich nachsehn, so weiß ich's nicht."
Er wischt fein Brill' und Augenlider,
Sucht im Tarif herauf, hernieder,
Kratzt sich bedenklich hinterm Schopf und spricht:
„Mein Lieber, hier steht Walfisch nicht,
Ist im Tarif nicht vorgesehn,
So darf er zollfrei weitergehn."
Nimmt höflich dann den Hut vom Kopf: „Walfisch passiert,
Ist im Tarif nicht aufgeführt."

Das grüne Tier und der Naturkenner

Die Thadener zu Hanerau sind ausgewitzte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
Allein, allein,
So wird es immer sein:
Was man zum erstenmal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
Und — wie einmal die Thadner mähn,
Sie einen grünen Frosch ersehn,
So grüne, so grüne!

So grüne war der liebe Frosch und blähte mit dem Kropfe,
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe.
Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Tier!

Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her,
Sollt' sagen, welch ein Tier das wär',
Das grüne, das grüne!

Das grüne Tier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte —
Die Thadner wollten schon davon, da sprach der Alte: „Sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Tier kommt aus dem grünen Wald,
Der grüne Wald ist selber grün,
Davon ist auch das Tier so grün,
So grüne, so grüne!

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube,
Und — wenn es nicht ein Hirschbock ist, — ist's eine Turteltaube!"
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: „Das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!"

Aufruhr in Stendal

Das Leben wäre ganz bequem,
Wenn nicht der Teufel immer käm'.
In Stendal saß der Magistrat
Vor Zeiten ganz gemach im Rat;
Er sorgte, doch nicht allzusehr,
Schuf sich und andern nicht Beschwer,
Und vor dem Rathaus schützend stand
Der Roland, wie er lange stand.
Da drehte sich das Rad der Zeit
Zu ziemlicher Zufriedenheit.

Nun aber kam des Teufels Neid.
Er sprach: „Das störe ich noch heut!"
Er nimmt dazu Bildhauertracht,
Tritt in den Rat mit Vorbedacht,
Empfiehlt da seine Kunst und spricht:
„Stendal ist schön und nichts gebricht,
Als daß so weltberühmte Stadt
Den viel zu kurzen Roland hat!
Auf, wendet ein Schock Groschen dran,
So könnt ihr ihn viel länger han."

Der Magistrat denkt hin und her,
Ob die Verändrung dienlich wär'?
Und schließt am End': Ein Altertum
Wend't man so leicht nicht um und um,
Er mag, wie er gestanden, stan,
Wir wollen ihn nicht länger han! —

Der Teufel geht mit dem Bescheid
Und streut ins Volk Zweideutigkeit,
Sagt: Magistratus will fortan
Den Roland da nicht länger han!

Da rief das Volk: „das wäre schön!
Der Roland soll nicht länger stehn?
Es weicht ja, wird er abgeschafft,
Das beste Heil der Bürgerschaft!
Nein nein, nein nein, das darf nicht sein;
Auf, schlagt mit tausend Knüppeln drein!
Das wäre was, das wäre schön!
Der Roland soll nicht länger stehn?
Auf, schützt die Rechte, Rat, sag' an,
Was hat der Roland dir getan?" —

„Nichts hat der Roland uns getan,
Man will ihn nur nicht länger han."
— „Wer?" — „Wir!" — „So fahr' zum Kuckuck, Rat!
Der Roland, der erhält den Staat,
Im Roland ist des Volkes Recht;
Ist fort er, geht's uns allen schlecht." —
„Er soll nicht fort! Hört uns doch an:
Nur länger woll'n wir ihn nicht han."
„— Nicht länger han — und doch nicht fort?
Was ist das für vertracktes Wort?

Klar muß es werden! Fenster ein!"
Da fliegen hundert Steine drein.
Kein Reden hilft, kein Bitten für,

Der Rat verrammelt Tor und Tür
Und schreibt's auf eine Tafel an:
Wir wollen ihn nicht länger han,
Der Roland ist ja lang genug!
Da merkt das kluge Volk den Trug.
Fangt ein, fangt ein den fremden Mann,
Der uns genarret! schrie man dann.

Da war man tüchtig hinterdrein,
Fing ihn am Krips und sperrt' ihn ein,
Der Schalk, der arge, duldet's auch,
Doch bald verging er wie ein Rauch
Von seiner Delinquentenbank,
Und hinterließ gewalt'gen Stank.
Seit jener Zeit heißt solcherlei
Stadtvolkverhetzung Stänkerei.

O weises Stendal, das vor Nacht
Den Handel hat zu End' gebracht,
In unsrer aufgeklärten Zeit
Wächst immerwährend derlei Streit.

Das Krähen

Ein Grobschmied hatt' ein Töchterlein,
Das konnte nicht schöner und feiner sein.
Da kam der Hans den einen Tag,
Ein Bursche, wie's viele geben mag:

Der warb um die Tochter: sie war ihm gut;
Doch hatte der Vater nicht gleichen Mut
Und sagte: „Er hat nicht Gut und Geld
Und will doch freien in dieser Welt?“ —
Da sprach der Bursch: „Geld, Gut ist Dunst;
Viel besser ist eine gute Kunst!“ —
„Was kann Er für eine? ich will doch sehn!“ —
Da sprach der Bursche: „ich kann gut krähn!“ —
Da lachten Mutter und Töchterlein,
Der alte Schmied auch hinterdrein,
Und sprach: „So zeig' er, wie er's kann“.
Da fing der Bursche zu krähen an:
Kikeriküh! und kikeriküh!
Recht wie ein Hahn und sonder Müh'.
Der Alte sprach: „Ein Spaß ist das;
Doch sag' er an, was hilft so was?“ —
„Gar viel,“ begann der junge Mann;
„Nun sag' er, bin ich sein Eidam dann,
Wenn ich dahier auf seinen Sand
Ein Schloß hinschaff' und Gartenland,
Und wird das andere rings bestellt
Zu einem schönen Weizenfeld?“ —
„Ja,“ sagte der Schmied, „schaffst du den Sand,
Den ich nicht mag, zum Gartenland
Und baust ein schönes Schloß darauf,
So nimm das andre dazu in Kauf!“ —
„Topp! Eltern! und topp! Töchterlein!
Das Schloß, das Feld, die Braut sind mein!“ —

— Da sahen sich die Leute an;
Doch es begann der junge Mann
Nun allerlei Brimborium
Und sah sich unterweilen um.
Nun wußte niemand, wie's geschah,
Auf einmal stand ein Teufel da,
Und dem verschrieb sich Hans mit Blut.

Hm! denkt der Schmied, das wird nicht gut!
— Im Pakt versprach der Teufel: den Zaun,
Das Feld, den Garten, das Schloß zu baun,
Darin den reichsten, schönsten Schatz
Und rings umher einen lust'gen Platz:
Das alles am selben Abend spat,
Noch vor der ersten Hahnenkraht;
Doch, würd' er nicht fertig und fehlt' ein Stein,
Sollt' Hansens Seele gerettet sein!
Er sollte da wohnen, wie's ihm gefiel,
Und machen seiner Tage viel.
— Nun ging die Teufelsarbeit los:
Die Angst der Mutter, der Braut war groß.
Der Grobschmied sprach: „Welch dummer Streich!
Der Teufel schafft das freilich gleich!" —
Ganz lustig ist allein der Hans
Und freut sich an der Geister Tanz;
Die schleppen herzu, ohn' Rast und Ruh:
Es wächst da alles in einem Nu!
Flink klappert der Zaun zusammen sich,
Gras, Kraut und Baum sprießt wunderlich,

Und Vögel singen, und Schwäne ziehn
Auf den rings umirrenden Wassern hin.
Nun steigt der Palast, das schönste Haus
Auf dem schönsten Platz vom Boden heraus:
Der Keller, die Küche, die Treppe jetzt,
Der zweite Stock wird aufgesetzt,
Der dritte nun, nun kommt das Dach.
Hausrat und Schatz füllt jedes Gemach.
Das Dach wächst höher . . . o Angst, o Pein!
Es fehlt bald nur der letzte Stein!
O Hans, o Hans, nun holt er den,
Und noch will hier kein Hahn nicht krähn!
Da lacht der Hans, und ohne Müh'
Kräht er beherzt sein: kikeriküh! —
Da sah der Teufel ihn höhnisch an:
„Das gilt hier nicht; du bist kein Hahn!" —
— „So hör' doch, Teufel!" — Kikerikih!
Ertönt's im ganzen Dorfe hie,
Ja selbst auf dem Turm der Wetterhahn
Fängt lustig mit zu krähen an.
Da wirft der Teufel hin den Stein,
Und ruft: „verdammte Künstelein!
Aus ist der Pakt, das Schloß ist dein!
Nun macht euch lustig und zieht hinein!" —
Da fährt der Teufel zum untersten Grund
Und prügelt vor Wut den Höllenhund. —
Der Grobschmied gibt dem jungen Mann
Sein Töchterchen — weil er krähen kann.

Zwar fehlt am Palaste der letzte Stein,
Und setzt man noch so oft ihn ein,
Er fällt herunter und fällt sich klein;
Doch macht's den Leuten keine Pein —
Und auf der Hochzeit sangen sie
Dem Teufel zur Schur nur: kikerikih!
Im ganzen Haus hin: kikerikih!
Im Keller: kikrih! in der Küche: kikrih!
Auf Treppen und Fluren nur: kikerikih!
In allen Gemächern: kikerikih!
Beim Essen und Trinken nur: kikerikih!
Drei Tag' und Nächte: kikikerikih!
Auf Tischen und Bänken: kikikerikih!
Dem Teufel zur Schur nur: kikerikih!

Der starke Tabak

(Melodie: Als der Großvater die Großmutter nahm.)

Als der Teufel noch keine Flinte gesehn,
Fand er mit einer Flint' einen Wilddieb stehn:
„Was hast du da? was hast du da?" —

„Herr Teufel, das ist meine Tabakspip'." —
„Ei, laß einmal sehn, tu mir die Lieb,
Laß rauchen einmal, laß schmauchen einmal!"

Da hält er ihm unter die Nase groß
Die Doppelflinte und drückt sie los:
Piff paff paradauz, piff paff paradauz!

Dem Teufel der Schrot in die Nase schießt,
Da schüttelt er, spuckt, rennt, ruft und niest:
„Ein starker Tabak, ein Teufelstabak!“

Der Teufel will Arbeit

„Das Volk ist hier zu matt und schlecht,
Ich seh', Ihr brauchet einen Knecht,
Herr Pfarr, den Ihr in Kält' und Hitz'
Recht schindet in Schindhudelwitz,
Und der nicht gleich für krank und tot
Hinfällt im ersten Abendrot,
Und der nicht immer Trank begehrt,
Und der nicht immer Speise zehrt,
Und der nicht ewig müßig steht,
Und der nicht immer tanzen geht.
Wie wär's, wir schlössen den Kontrakt?
Ich bin so einer, der sich plackt.
Ich dusle nicht wie Hinz und Hans,
Ich kenne nichts von Spiel und Tanz,
Ich esse nichts, ich trinke nichts,
Ich reise, ich zerlumpe nichts,
Ich will nicht Lohn, nicht Gaben;
Nur Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!“ —

Der Pfarrer sieht den Schwarzen an
Und spricht: „Ich unterschreib'. Wohlan!

Nimm diesen Spaten, zieh' dahier
Rings um das Gut den Graben mir,
Sechs Ellen tief, die Breite zehn:
Dann wollen wir schon weiter sehn!"
Der Schwarze pustet in die Hand
Und sticht den Spaten in das Land.
Ho ho, was wirft der Klöße auf!
Das fliegt und flirrt im vollen Lauf!
Man sieht ihn hier, man sieht ihn da,
Bald ist er fern, bald ist er nah.
Kaum traut der Pfarrer dem Gesicht,
So steht er schon vor ihm und spricht:
„Herr Pfarr, das wäre nun erreicht,
Der Boden ist auch gar zu leicht,
Der Graben ist gegraben,
Und Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!" —

„So hau die Eichenknubben klein:
Es werden siebzehn Klaftern sein!" —
„Hm," sagt der Knecht, „wo ist das Beil?
Flink her, ich habe Langeweil!" —
Da liegt der Stiel, es ist entzwei. —
„Ganz oder nicht, mir einerlei!
Ich schlag' die Knubben auf den Stein,
Da springen sie schon kurz und klein!" —
Er schlägt und schmeißt, das fliegt umher
Als ob's Geschirr vom Töpfer wär!

Die Späne flirren übers Haus,
Die Stücken weit zum Hof hinaus.
Er liest sie auf und macht dann Schicht
Und geht zum Pfarrer hin und spricht:
„Der Stein tat seine Schuldigkeit,
Die siebzehn Klaftern sind so weit,
Der Graben ist gegraben,
Und Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!" —

„Ho," sagt der Pfarr, „die find't sich bald!
Geh, wat' im Schnee hinaus zum Wald,
Wo hundert alte Stöcke stehn,
Sieh zu, ob sie heraußer gehn.
Da hast ein Weilchen du zu tun,
Ich will indessen etwas ruhn." —
„Ruht nicht zu lang, bald sind sie 'raus:
Denkt lieber neue Arbeit aus!"
Im Hui ist nun der Knecht im Wald
Und zerrt und rodet mit Gewalt;
Das Springen all der Wurzeln knallt,
Als wenn der Donner kracht und schallt.
Er reißt die Stöcke kurz und klein
Und führt sie in den Hof herein:
„Herr Pfarr, die Stöcke liegen nun
Zersplittert, wo die Knubben ruhn,
Der Graben ist gegraben,
Und Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!" —

Da wend't der Pfarrer sich im Schlaf:
„Jetzt ist es Nacht, vertracktes Schaf;
Drum nimm die Hornlatern' und geh'
Aufs Feld hinaus, such' unterm Schnee;
Da ist manch angefrorner Stein:
Geh' hin und such' den Acker rein!" —
Pink! Feuer! die Laterne brennt,
Der Teufel nach dem Felde rennt
Und scharrt und fegt und leuchtet drein,
Und pustet drein und rafft die Stein'
Und schmeißt sie, daß sie Feuer spein,
Auf einen Haufen überein:
„Das ist der letzte! nun Herr Pfarr,
Was Neues! Aus ist das Gescharr!
Der Acker ist von Steinen rein,
Und Stock und Knubb' ist kurz und klein,
Der Graben ist gegraben,
Und Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!" —

Da wend't der Pfarrer sich und spricht:
„Wie lang' du machst, du fauler Wicht!
Geh' hin zum Küster, frage den:
Was der dich heißt, das soll geschehn!
Er wird etwas harthörig sein;
Doch schlag' ihm nicht die Türen ein." —
Er rennt zum Küster hin und klopft;
Doch Küsters Ohren sind verstopft.
Er pfeift, ruft, klopft und flucht darein:

„Soll hier die Arbeit Trommeln sein?“ —
Nun schlägt er Wirbel auf der Tür,
Da guckt der Küster doch herfür:
„Hör auf mit Trommeln, wer ist da?“ —
„Ich!“ — „Wiltu Arbeit haben?“ — „Ja!
Das Feld ist nun von Steinen rein,
Und Stock und Knubb' ist kurz und klein,
Der Graben ist gegraben,
Und Arbeit muß ich haben;
Sonst werd' ich schlimm!“ —

Da spricht der Küster: „Spann' nur an! —“
Der Schwarze spricht: „Es ist getan!“ —
„Ich will zur Stadt, der Weg ist schlecht,
Flink her die Steine, fauler Knecht!
Und pflastr' ihn immer vor mir her;
Sonst wird's den Pferden allzuschwer!
Flink, Hand ans Werk!“ — Der Schwarze springt
Und holt und stampft, das Pflaster klingt.
Der Küster fährt gemach im Schritt,
Da kommt der Teufel prächtig mit.
Erst sind die Steine nicht so fern,
Da macht's der Teufel flink und gern.
Der Küster fährt und singt und lacht
Und spricht: „Das hab' ich gut erdacht!
Er ist mit Pflastern hübsch voraus,
Sein Springen nimmt sich drollig aus,
Ich laß die Pferde traben;
Der Kerl will Arbeit haben;
Sonst wird er schlimm!“ —

Er trabet immer schneller fort;
Da ruft der Teufel: „Herr, ein Wort!
Laß sein den Trab, ich komm' nicht mit,
Ich hab's zu weit, fahrt lieber Schritt!" —
„Eh!" spricht der Küster, „sei nicht faul!"
Und haut ihn tüchtig übers Maul.
Da rennt der Teufel, was er kann,
Und schleppt und setzt von neuem an,
Und immer flinker wird sein Lauf,
Je ferner ist der Steine Hauf.
Doch endlich fährt mit Saus und Braus
Er in die Luft: „Ich halt's nicht aus!" —
Da lacht der Küster hinterdrein:
„Fahr' zu den Raben, Hämmerlein!
Du bist ein Kerl, du wärst was nütz
Zum Knechte für Schindhudelwitz!
Das ist ja zum Begraben,
Solch Volk will Arbeit haben;
Sonst wird es schlimm!" —

Der Fegeteufel

Viel Wundergeschichten
Hört man berichten
Vom türkischen Kloster Kara Klise,
Und unter andern diese:
Es war allda ein Besessner,

Und der Teufel in ihm vermessner,
Als sonst er in Mönchen gewesen.
Drum konnte der nimmer genesen:
Bis ein erzheiliger Mufti kam
Und einen birknen Besen nahm,
Und führte manchen wackern Streich
Und hieb den Mann und den Teufel zugleich.
Und befahl dem Teufel sich zu bequemen
Und den Besen zur Wohnung zu nehmen,
Darein zu fahren
Mit Haut und Haaren,
Und das Kloster von Wust zu reinigen,
Von allen Spinnebeinigen,
Vom Staubigen und Steinigen.
Kaum machte der Schall vom Munde
In der Halle die Runde,
Ritsch! war der Teufel im Besen,
Und der Mann genesen!
Den Besen sah man sich regen,
Ritz! ratz! fegen
Allerwegen.
Das war ein wahrer Segen,
Wo soviel Wust gelegen:
Jedwedem Unflat wehrte der Schuft.
Spuckt' einer aus — er fing's in der Luft.
Da kann man denken, wie rein es da ward,
Es gab kein Kloster von gleicher Art,
Im Gegenteil bewirkte das Wunder,

Daß mehr sie scheuten den Besen itzunder;
Auch wird in manchem der Wust gehegt,
Sie warten bis der Teufel fegt.

Des Prior Wichmann von Arnstein Wundertat

„Im Kloster, Herr, zu Neu-Ruppin
Sind heute soviel Gäste,
Die Speise fürcht' ich, reicht nicht hin
Bei diesem großen Feste;
Darum, Herr Prior, saget an
Wie Pater Koch sich helfen kann,
Ich weiß ihm nicht zu raten." —

Da spricht der Prior: „Geh' nur so
Zur See ohn' Netz und Hamen,
Und ruf' hinunter frisch und froh
Und laut in meinem Namen,
Es komm' heraus ein großer Fisch,
Zu sättigen die Gäst' am Tisch,
Da wird schon einer kommen."

Der Pater ging hinab und schrie,
Was ihm der Abt befohlen:
Da sieht er ganz verwundert, wie
Die Fisch im See rajolen;
Es wälzet sich ein Wels zum Rand,
So groß er keinen noch gekannt,
Der bittet ihn zu nehmen.

Es merkt der Fisch, er werd' zu schwer,
Da steht er wie zum Tanze
Und hüpft gefällig neben her
Zur Küch' auf seinem Schwanze;
Dort legt er sich aufs Küchenbrett:
„Nun schlachtet mich, ich bin recht fett,
Ich will mich dann schon braten."

Nun aber, wer gedenket dies,
Wer kann darauf geraten —
Der Fisch dreht selber sich am Spieß,
Bis er sich gar gebraten,
Springt dann vom Spieße wie geschnellt
Zur großen Schüssel und zerspellt
In so viel Stück als Gäste.

Die Gäste, die schnablierten ihn,
Und all' sind guter Dinge;
Es dünkt die Speis' in ihrem Sinn
Sie köstlich, nicht geringe.
Sie essen: jeder hat genug,
Und jeder wird davon so klug,
Wie er noch nie gewesen.

Hokuspokus

Ein Gaukler Hokuspokus hieß,
Zu Magdeburg sich sehen ließ,
Er zeigte manch ein gutes Stück,
Sein schwarzes Rößlein bracht' ihm Glück.

Viel nahm er ein, doch klagt' er sehr:
Es wär' zu wenig, er brauchte mehr!
Und rief: „Fort aus der armen Gruft!"
Und warf ein Seil in die blaue Luft.

Dran lief sein schwarzes Roß hinauf,
Er packt' es am Schwanz im vollen Lauf.
Den Mann sein Weib am linken Bein,
Das Weib die Magd am Röckelein.

So flogen die dreie hinterdrein:
Das gab ein Lärmen, das gab ein Schrein!
Mir aber erzählt Großmutter mein:
Sie sollen in der Luft verhungert sein!

Der große Krebs im Mohriner See

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
Guckt in den See bei Tag und Nacht.
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wend't sich oft und, kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann alles mit ihm zurückegehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf.
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus,
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim.
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Päppelkind.

Dann muß der edle Rat daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgesessne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.

Und alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.

Am längsten hält, was Flügel hat,
Doch wird zuletzt auch dieses matt,
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie soweit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit!
Die Obrigkeit hat wacker acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es lief vom Mund der Leute ins Tintenfaß zurück.

Der Träumer

DER TRÄUMER

Novelle

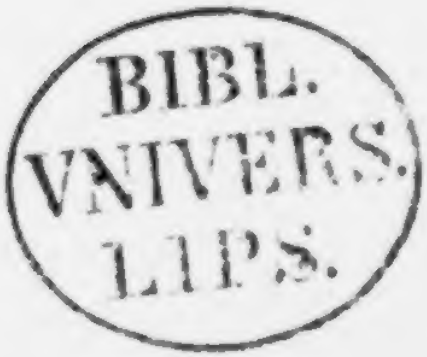
von

August Kopisch

Eingeleitet und herausgegeben

von

Ernst Lissauer



Weimar 1912
Gesellschaft der Bibliophilen

Einleitung

Die auf den folgenden Blättern abgedruckte Novelle iſt zum erſten Male erſchienen in dem „Deutſchen Taſchenbuch auf das Jahr 1837", das von Karl Büchner bei Duncker und Humblot in Berlin herausgegeben wurde. Kopiſchs „geſammelte Werke", die 1856 nach ſeinem plötzlichen und frühen Tode durch ſeinen Freund Karl Böttticher in Berlin ediert wurden, enthalten ſie nicht. Seit fünfundſiebenzig Jahren alſo iſt dieſe Erzählung verſchollen: ſie iſt nie als ſelbſtändiges Buch erſchienen, wie hier, ſie iſt überhaupt niemals in einer eigenen Publikation Kopiſchs enthalten geweſen. Wenn ſie nun von neuem dargeboten wird, ſo geſchieht es nicht nur aus dem hiſtoriſchen Intereſſe, das alle Dichtungen dieſes auch heute noch unterſchätzten, ſtarken, merkwürdigen Talentes verlangen können, ſondern auch in der Gewißheit, daß dieſe Geſchichte, trotz allerlei

Mängeln, auch heute noch ein lebendig ergötzliches Stück erzählender Kunſt bedeutet.

Kopiſchs „Träumer"-novelle iſt aufs Innerſte verwandt ſeiner bekannten, in viele billige Büchereien übergegangenen Erzählung „Ein Karnevalsfeſt auf Ischia". Die Landſchaft hier wie dort iſt Süditalien, nahe Neapel. In Neapel hat Kopiſch lange gelebt und wichtige Eindrücke erfahren. Er war beim neapolitaniſchen Volke beliebt: der Volksdichter Camerano brachte ihn als Auguſto Pruſſiano auf die Bühne; er ſelbſt hat neapolitaniſche Komödien bearbeitet und Überſetzungen italieniſcher Volkspoeſien, in dem Bande „Agrumi", veröffentlicht; und vollends das dritte Proſaſtück, das wir von ſeiner Hand beſitzen, der Bericht über „Die Entdeckung der blauen Grotte auf der Inſel Capri", iſt ein Zeugnis der nahen und lebendigen Vertrautheit mit dem ſüditaliſchen Volk und Land.

Aber nicht nur die Landſchaft iſt den beiden Erzählungen gemeinſam, ſondern ihre Verwandtſchaft reicht tief in die Struktur hinein. Beide Male werden übermütige, phantaſtiſche Feſte dargeſtellt; „Der Träumer" könnte heißen: „Das Traumfeſt zu Gragnano".

Dort wird erzählt, wie der reiche und wirkſam wohltätige Don Antonio ein Kahlkopf geſchmäht wird und ein Freund ihm zu Ehren ein Feſt veranſtaltet, bei dem alle Kahlköpfe der Inſel zuſammengeladen werden und er ſchließlich die erſehnte Geliebte gewinnt. Die Erfindung des „Karnevalsfeſtes“ iſt einfach; die Schilderung iſt reich an unterhaltſamen Einzelheiten, aber die Pointe fehlt, der Schluß ergibt ſich nicht recht aus den erzähleriſchen Vorausſetzungen. Auch im „Träumer“ braucht der Dichter ein umſtändliches Hebelwerk, um ans Ziel zu gelangen, den „guten“, armenfreundlichen Räuber, der in Süditalien nicht ſelten wirklich vorkommt, Geizhalz, Schatz, Urkunde, ſtatt, wie wohl möglich wäre, aus den gegebenen Motiven den Schluß organiſch hervorwachſen zu laſſen: aber die Erfindung ſelber iſt ſchärfer und novelliſtiſch komplizierter. Das Karnevalsfeſt wird einfach an ſich gegeben und dargeſtellt, das andere iſt die Verwirklichung eines bedeutſamen Traumes, und die Geliebte ſoll eben mit ſeiner Hilfe erobert werden.

Das Feſt der Kahlköpfigen mag wohl ſüditaliſchen Volksbräuchen entſprechen: die Kahlköpfe kommen als Waldgeiſter, Eremiten, Prieſter, Philoſophen, ſeltſame

Zeremonieen werden aufgeführt, die ſieben alten Weiſen erſcheinen, bohren ſich Eſel, und was dergleichen mehr iſt. Um jedoch den Traum des abergläubiſchen Don Strintillo aufzuführen, iſt die Hilfe eines Malers nötig, mittels Tonnen, Töpfen, Tiegeln, Zangen, Pappe, Farbe wird er kuliſſenhaft dargeſtellt: hier fühlt man ſich an die im Vormärz modiſchen Künſtlerfeſte erinnert, die nach Ideen von Malern und Dichtern ausgeſtaltet wurden; mehr noch muß man an eine Art damals beliebten geſelligen Vergnügens denken, die den Maskenfeſten verwandt und gleichfalls verbreitet war, die Tableaux vivants, wie ſie etwa in Berlin und Düſſeldorf von den Künſtlergeſellſchaften aufgeführt wurden: Kopiſch war ja ſelbſt urſprünglich Maler, konnte aber infolge eines Sturzes auf dem Eiſe den Pinſel nur noch mit Mühe führen. Das Feſt des Giovanni iſt eine Art lebendes Bild, ſeine Idee eben Strintillos Traum. Wie man etwa 1822 Schulzes „Bezauberte Roſe" einem Dresdener Maskenfeſt zu Grunde gelegt hat, ſo könnte man leicht auch dieſes Feſt in die Wirklichkeit überſetzen: es iſt ein gedichtetes Maskenfeſt.

Seine Motive erinnern teils an ältere Volks- und

Krönungsfeſte, bei denen roter und weißer Wein aus Brunnen floß und Ochſen in ganzer Geſtalt verbraten wurden — auch beim „Karnevalsfeſt" kommen die Tiere unzerſchnitten auf die Tafel —, teils an die Geſchichten vom Schlaraffenland. Giovannis Feſt und mehr noch Strintillos Traum ſind eigentlich Schlaraffenviſionen: aus den Trauben fließt der Moſt in marmorne Rinnen, die Gäſte ſitzen auf Kiſſen von Würſten an Tiſchen von Käſe, daraus, wie in Auerbachs Keller, der Wein in Strahlen aufſpringt, Ochſen, in einen Ofen getrieben, kommen gebraten heraus, in Teichen von Öl ſchwimmen geſottene Fiſche, der Staub in der Luft iſt Parmeſan, Maccaronilaub hängt in die Mäuler herab. In Kopiſchs Gedicht von „Des Prior Wichmann von Arnſtein Wundertat" findet ſich ein verwandtes Motiv: der freundliche Wels hüpft auf dem Schwanz in die Kloſterküche und erſucht, ihn zu ſchlachten, dreht ſich am Spieß, bis er gar iſt, und zerſpringt dann in ſoviel Stücke als Gäſte. Auch dem „Karnevalsfeſt" fehlt das kulinariſche Moment durchaus nicht, wenn es auch nicht gerade vorherrſcht. Die ſieben Weiſen etwa halten Papierſtreifen in den Händen; auf dem des Periander

iſt gefragt: „Welches Gericht ziehet ein jeder unter euch allen andern vor?" Auf des Bias Zettel ſteht geſchrieben: „Ein Gericht Trüffeln, wo nicht zu viel Pfeffer obenauf iſt", und ſo reihum. Eine ſüdliche Sinnenfreude, ganz ins Materielle gewandt, ſpiegelt ſich wider. Die „Einverleibungsfeſte" des vormärzlichen Wieners Papa Haindl in Bartſch's „Haindlkindern" kommen in den Sinn: immer iſt's Sonntag in dieſen Geſchichten, es dreht immer am Herd ſich der Spieß.

Kopiſchs Fabulierfreude wirkt ſich in glücklicher Fülle aus. Bis auf den umſtändlichen und ungeſchickten Schluß des „Träumers" iſt ſeine Technik klar und ſtraff; obwohl er in epiſcher Wohligkeit Nebenmotive ausſpinnt — die Überliſtung des Geizhalſes durch die Engel iſt an ſich einer der beſten deutſchen Schwänke, auch die Sage von dem Zauberfiſch, in der „Entdeckung", iſt außerordentlich erzählt, — überwuchern ſie nicht die Haupthandlung. Wie Kopiſchs Gedichte*), verläuft ſie in einem raſchen Tempo und präciſen Rhyth-

*) Vgl. über ſie die Einleitung zu meiner Auswahl aus Kopiſchs „Heiteren Gedichten" (Berlin, Concordia Deutſche Verlagsanſtalt, 1908).

mus: ‚Sonderbar!‘ ſagte der Richter, ‚ſonderbar!‘ Strintillo, „und ‚hm! hm!‘ Don Granco.“ Die Lautmalerei, die in Kopiſchs Gedichten allenthalben hörbar iſt, fehlt hier faſt vollkommen. In dem „Karnevalsfeſt“ erklingen zwar Trommeln und Keſſeln mit „berrumumpum, berumpumpum, papiongpingpang!“ Tropfwaſſer in der blauen Grotte tönt mit „piong, pang, pang, pang, pang!“, — gleichſam phonographiſche Nachbildungen, wie ſie ſich in Kopiſchs Verſen allenthalben finden, — aber die Charivari, Tuſchs, Geſchreie und anderen Freudengetöſe bei den Feſten der Erzählungen ſind ohne dieſes Betonen des muſikaliſchen Elements gegeben.

Um ſo ſtärker tritt das andere Element hervor, das auch in Kopiſchs Gedichten bedeutſam iſt, die Anſchauung. Im „Karnevalsfeſt“ ſchöpft er das Motiv „Kahlkopf“ ganz nach allen Möglichkeiten der Anſchauung aus, vornehmlich in der Rede des Pythagoras: nicht die wolligen Schafe ſind weiſe, ſondern der kahle Elefant, die Gipfel der Gebirge ſind kahl und ſo fort, und ganz aus der Anſchauung gewonnen iſt das Motiv, daß die heimlichen Kahlköpfe, die vor dem Feſt geflohen ſind, Schiffbruch erleiden und, bei den Haaren aus dem Waſſer

gezogen, ſich als Kahlköpfe enthüllen. Ebenſo wird das Motiv des ſchlaraffiſchen Feſtes im „Träumer" ausgenützt: erſtens im Traum ſelbſt, dann in Giovannis Feſt, dann aber auch im minder gelungenen Feſt des Don Granco, und auch die andere Gelegenheit zu anſchaulichen Phantaſien iſt ausgenützt: mehrere Träume ſind erfunden. In der „Entdeckung" iſt ein ſchöner anſchaulicher Traum erzählt, den Kopiſch in der Nacht vor dem Beſuch der Grotte hatte, vielfach werden ſeine Gedichte als Träume eingekleidet, und vor allem: die Sicherheit ſeiner Anſchauung in ſeinen Spuk- und Zaubergedichten bewirkt oft, daß wir das Naturgeſetz vergeſſen und uns wie im Traume befinden.

Im Einzelnen iſt Kopiſchs Anſchauung ungemein reich; hierin ſteht ſeine Proſa nicht hinter ſeinen Verſen zurück. Er iſt, in Reichtum der Phantaſie, in der Vorliebe für preußiſche und für ſagenhafte Motive, in der Fülle und Schönheit des Anſchauens verwandt mit Chriſtian Friedrich Scherenberg. Bei Scherenberg nun werden Sprichwörter nicht nur zitiert, ſondern gleichſam in Handlung überſetzt, etwa in dem Gedicht vom „Goldnen Ring": bei Kopiſch werden volkliche Redens-

arten ungemein oft verwandt. Der Wein von Gragnano iſt ſo gut und macht ſeine Beſitzer ſo reich, daß man am Golf von Neapel von einem Wohlhabenden ſagt: „Der hat ſein Kellerchen in Gragnano.“ Und anſchaulich ſprichwörterhaft iſt der Satz: „Frauen ſind wie die Weinreben, ſie laſſen ſich an jeden Mann binden und gewöhnen ſich an jeden, der ſie zu ziehen weiß“; der forcierte Leichtſinn der Verzweiflung wird umſchrieben mit der Wendung: „Ein getroffener Hirſch ſpringt hoch empor, ehe er niederſinkt und ſich verblutet.“ In dieſem Zuſammenhange iſt zu erwähnen, daß ſich im „Karnevalsfeſt“ zwei Wendungen finden, die an Volksrätſel, die Urkriſtalle der Anſchauung, erinnern. Wie ein deutſches Volksrätſel fragt: „Zwei Eimer am Himmel: geht der eine herunter, der andere hinauf“, ſo bei Kopiſch: „Die Eimer der Ciſterne gingen beſtändig auf und nieder wie Sonne und Mond“, und wie ein litauiſches Volksrätſel fragt: „ein Kahlkopf in der Luft“, ſo heißt es in der Feſtrede auf die Kahlköpfigen: „Die heiligen Geſtirne ſelbſt mit ihren Monden, alle Sonnen . . . ſind gleich dem Haupte des Weiſen, rund, glatt und kahl.“ Der tiefe Zuſammenhang zwiſchen der Anſchauung

Kopiſchs und der volksmäßigen wird hierdurch beleuchtet, ſeine Proſa iſt darin von ſeinen Verſen nicht unterſchieden. Mit ſicherer Bildnerhand ſetzt er die Bilder hin und erzielt jene Einheit von Knappheit und Fülle, welche die Frucht alles anſchauenden Vermögens iſt: „So reichlich trägt die Rebe, daß die Winzer noch in Schatten gehn, wenn ſie ſchon die Blätter hinweggebrochen, die Trauben allein geben Schatten genug"; und der Reichtum der ſüditalieniſchen Weinhänge iſt geſtaltet. Die vielfältig verkappten Räuber erſcheinen, „als hätten ſie den Karneval geplündert", „Die Pferde freſſen den Weg": eine faſt formelhafte Stärke der Anſchauung iſt hier erzielt.

Kopiſchs Geſchichten ſollen nicht überſchätzt werden in ihrem ſeeliſchen Gehalt; wie ſeine heiteren Gedichte — von den ernſten ſind nur ganz wenige, aber bedeutſame, lebendig —, ſind auch dieſe Erzählungen eine Poeſie des Vordergrundes, bunt fabulierend, im Ganzen meiſterlich erzählt, allein ſie entbehren des Schwergewichts und der Perſpektive. Ihre Gattung iſt nicht groß, aber Kopiſch iſt Meiſter in dieſer Gattung; ſeine Kunſt iſt genrehaft, und das Genre hat ſein Recht,

nur muß man die Unterſchiede des Wertes zwiſchen ihm und der großen Kunſt klar zeichnen. Unter den Meiſtern des Genres iſt Kopiſch einer der erſten; in der Fülle der Anſchauung iſt er einer der erſten überhaupt.

Es iſt kein Zufall, daß auf ihn von neuem hingewieſen wird, denn an vielen Stellen der Produktion ſteigt die Luſt am Fabulieren neu herauf. In ihrer unbefangenen Fröhlichkeit erinnern dieſe Geſchichten ein wenig an Eichendorff, nur ſind ſie von ihnen unterſchieden durch den Vorzug der epiſchen Straffheit, während bei Eichendorff immer alles Geſchehen lyriſch verquillt. Das Intermezzo vom gefoppten Eremiten könnte in Schwankbüchern des ſechzehnten Jahrhunderts, die Geſchichte vom Wunderfiſch in den Sagen der Brüder Grimm ſtehen. Vor allem aber führt eine Linie zu einem neueren Dichter, zu Wilhelm Schäfer, dem Dichter der „Anekdoten". Es iſt hierfür nicht belanglos, daß auch Schäfer Volksſagen neu gedichtet hat, die „Rheinſagen". Vor Kopiſch iſt Schäfer ausgezeichnet durch den tieferen, menſchlichen Gehalt und das ſinnbildliche Schwergewicht der meiſten Stücke, gemeinſam iſt die Straffheit und das Tempo des Erzählens,

das von beiden als eigentliches Weſen des Epiſchen erfaßt wird und die Farbigkeit und Fülle der *Anſchauung*. Man vergleiche etwa dieſe beiden Bilder; Kopiſch: „Alle Kahlköpfe drängten .. ſich heran, wie Beeren ſich, wenn ſie voll wird, um den Stil der Traube drängen"; Schäfer: „ . . . . im Kirchhof . . ., den ſie mit ihren Köpfen in der hohen Hecke wie einen grünen Korb mit ſchwarzen Kirſchen füllten."

Ernſt Liſſauer.

Wien, Sommer 1912.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Der Träumer.

Von dem Strande, welcher nun Stabiä, die faſt zweitauſend Jahr in Aſchenregen begrabene Stadt, lieblich überblüht, gelagert zwiſchen dem Golf von Neapel und dem von Salern, erhebt ſich über den Spiegel des anmuthigen Meeres, erſt mit ſanfteren Hügeln, bald aber geſchwungener und kühner, ein mächtiges, vielzackiges, oben dunkel bewaldetes Kalkgebirge, deſſen fruchtbare, terraſſirte Hänge der Bienenfleiß der Menſchen überall reichlich mit Öl- und Weingärten und mit unzähligen, zierlichen Ortſchaften überbaut und geſchmückt hat. So vollendet iſt daſelbſt das Werk des Fleißes, daß es vor die Augen tritt, wie ein müheloſes, unmittelbar göttliches Geſchenk, als habe das Paradies ſich hernieder geſenkt in die Thäler und um die Lehnen der zackigen Anhöhen.

Unter den vielen Ortſchaften aber erhebt ſich eine,

Gragnano genannt, beſonders geſegnet mit köſtlichen Purpurtrauben. So reichlich trägt die Rebe dort, daß die Winzer noch im Schatten gehn, wenn ſie ſchon die Blätter hinweg gebrochen, die Trauben allein geben Schatten genug. Nicht zu früh, nicht zu ſpät reifen ſie dort an den luftigen Hängen und füllen die gewaltigen Fäſſer mit köſtlichem Getränk, ſo daß die Beſitzer daſelbſt von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehmen. Ja, rings um den ganzen ſchönen Golf ſagt man, will man Jemanden als wohlhabend bezeichnen: er hat ſein Kellerchen in Gragnano.

Nun hatte daſelbſt vor Jahren Gott einem Mann Namens Strintillo ſolcher Kellerchen nicht nur eines, ſondern mehrere beſchieden, auf deren Beſitz ſich Herr Strintillo nicht wenig zu Gute that. Seine liebſte Rede war: Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehen! — Herr Strintillo wollte jedoch manchmal ſehr dummes Zeug; beſonders wenn ihm dergleichen geträumt hatte; denn er war über alle Maaßen abergläubig und hielt gewaltig viel auf ſeine Träume. So hieß er einſt in eine dürre Felszacke einen Brunnen hauen, weil ihm dort im Traum von ſeinem Vetter

Ciccio ein Glas Waſſer gereicht worden. Als man ihm aber vorſtellte: hier werde kein Waſſer kommen, ſprach er: „Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehen!“ — Sofort wurde mit dem Hauen des Brunnens begonnen. Man ſprengte, daß die Steine flogen. Drei Monate vergingen, — immer kam noch kein Waſſer; aber Don Strintillo verlor den Muth nicht und würde, jedem Spötter zum Trotz, noch heute graben laſſen; hätte ſein Vetter Ciccio nicht Waſſer in die Grube gegoſſen, und ihm ein Glas daraus geſchöpft und zu trinken gereicht. — „Wer hat nun Recht?“ fragte Don Strintillo und trank das Glas rein aus. Zwar kam ſpäter, trotz alles Grabens, kein Waſſer mehr nach; aber Don Strintillo hielt den Traum für erfüllt und war zufrieden und, als man ihm einige Zeit nachher von Ciccio's Liſt ſagte, ſprach er: „So ſagt Ihr nur, damit ich nicht Recht haben ſoll,“ und alles endigte damit, daß er nur deſto mehr im Glauben an ſeine Träume beſtärkt wurde, recht nach dem alten Sprichwort: zerſtoße den Narren im Mörſer, und er wird ein Narr bleiben, nach wie vor. Jeden Morgen, ſogleich nach dem Frühgebet, langte Don Strintillo

nach ſeinen Traumbüchern, deren er nicht genug bekommen konnte. Dieſelben widerſprachen ſich zwar hie und da; aber das war ihm eben recht; denn, traf ſein Traum nach dem einen Buche nicht ein, ſo fand er in dem andern Troſt. Alles, was ihm widerfuhr, wußte er immer hinterher den Träumen anzupaſſen, die er kurz vorher oder lange vorher gehabt hatte. Als ihm ſeine gute Frau ſtarb, ſagte er zu ſeinem Vetter Ciccio mit Thränen in den Augen: „Da ſieh, wie meine Träume zuletzt doch eintreffen! — Vor drei Jahren, juſt in derſelben Nacht, ſah ich im Traum eine Katze, die auf glühenden Kohlen ſtand und gewaltig ſchrie. Was dieſe Katze bedeuten ſollte, konnte ich damals in meinen Büchern nicht finden und auch nicht denken: nun iſt es aber klar: die Katze, die auf Kohlen ſteht, iſt meine Frau im Fegefeuer; denn, unter uns geſagt, ſie kam mir manchmal nicht aufrichtig vor. Nun aber laß uns für ihre arme Seele beten!“ —

„Ihr thut ihr Unrecht,“ ſagte Don Ciccio.

„Laß uns beten, ſagte Strintillo, vor Gott ſind wir Alle Sünder!“

Zum Glück wurde ſeine ſchöne Tochter Angiolina

nicht von ihm erzogen, ſondern von einer verſtändigen Muhme, die er ins Haus genommen, und wuchs an Seel und Leib ſo herrlich heran, daß ſie mit ſechszehn Jahren das Wunder der ganzen Gegend war. Unzählige Freier hatten ſich bereits vergeblich bei dem wunderlichen Vater um ſie beworben, als eines Tages zwei bei ihm zuſammentrafen, welche ſich beſſer berechtigt glaubten als alle früheren. Der ältere dieſer Freier, Don Granco, war zwar von Geſtalt häßlicher und drolliger, als man irgend ein Figürchen aus Brot kneten könnte, dabei jedoch der wohlhabendſte Mann in Gragnano und, was ihn bei Strintillo gleichermaßen empfahl, wie er ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Träumen. Der andere dieſer Freier aber war das Gegentheil von dieſem, weder ein Träumer, noch mit Reichthümern geſegnet, aber ſonſt mit Allem ausgeſtattet, was an jungen Leuten wohlgefällt. Er war jung und ſchön, kräftig und rührig und raſch in Allem, was er that, der beſte Tänzer am Ort und geliebt von Jung und Alt. Begabt mit der ſüßeſten Stimme, die je von Mannesmund erklungen, verſtand er zu Tänzen und Spielen augenblicklich die zierlichſten Weiſen und Lieder zu erfinden, und hatte vor Kurzem

erſt in einem Wettſingen mit den beſten Improviſatoren der Umgegend eine ſchön ausgelegte Mandoline gewonnen, zu deren beſeelten Klängen er, unter Angiolinens Fenſter, manch ſchmelzendes Lied gehaucht. Kurz, Don Granco beſaß das Herz des Vaters und Giovanni das Herz der Tochter, und war bei dem Alten ebenfalls ſo wohl angeſchrieben, daß er die beſte Hoffnung hatte. So gerüſtet traten Beide zugleich in das Zimmer, Jeder im Vertrauen auf ſein Glück, hatte Keiner ein Hehl vor dem Andern, und Giovanni ließ den drolligen Don Granco ſeine Werbung zuerſt anbringen. Dieſer hub folgendermaßen an: „Mein ehrenwerther Freund Strintillo, vielleicht iſt Euch bereits bemerklich geworden, wie mich ſchon ſeit geraumer Zeit der Liebesgott quält und peinigt, und zwar um Eurer ſchönen Tochter willen, welche, wie alle Welt weiß, von der Naſenſpitze bis zur kleinen Zehe nichts anders iſt als ein Zucker und ein Honig, und, daß ich es kurz herausſage, durchaus gemacht für Euren Diener Granco. Viel Redens kann ich nicht machen, gebt ſie mir zum Weibe: ich ſtelle ſie in ein Glasſchränkchen, und laſſe kein Stäubchen auf ſie fallen, ſo wahr ich Granco bin, es ſoll Euch nicht

leid werden! — Ihr wundert Euch vielleicht, woher ich den Muth nehme, und ſogar auf einmal mit der Thür ins Haus falle? doch ſeht dieſe zerknitterte Schlafmütze dahier und vernehmt, was mir dieſe Nacht geträumt hat."

Bei dieſen Worten ward der arme Giovanni leichenblaß. Auf einen Traum ſeines Nebenbuhlers war er nicht gefaßt, und da er Strintillo's Leidenſchaft für Träume kannte, fürchtete er ſehr, daß Granco die Oberhand gewinnen könnte.

„Der Traum iſt, fuhr Granco fort, ſo gut wie einer ſein kann und ein Morgentraum, er paßt überall ein und ſchließt zuſammen, daß gar keine Fuge bleibt." Hierauf erzählte Granco mit langweiliger Ausführlichkeit: wie ihm Angiolinchen im Traum erſchienen ſei, um und um mit Blumen beſteckt, und ihm eine Roſe gegeben habe: wie ſie dann zuſammen einen großen goldenen Fiſch gefangen und mit einem Hammer todtgeſchlagen hätten, der Fiſch aber habe ſo viel Rogen gehabt, daß alle ſeine Keſſel und Töpfe nicht langen wollen, ihn aufzunehmen. Als er deshalb den Hut abgenommen, ſich hinter den Ohren zu kratzen, ſei er aufgewacht, die Schlafmütze in der Hand, die er vor

Freuden über den prächtigen Traum ganz zerküßt und zerbalgt habe. „Da ſeht, wie ſie ausſieht, überall zerknittert und zerknillt!“

„Warum aber dünkt Euch der Traum ſo gut?“ fragte Giovanni. Da ſagte Don Granco: „wenn Ihr es ihm nicht ſelber anſehet, will ich Euch belehren; der Traum iſt ſechsmal gut:

Einmal, weil der Gegenſtand der Liebe ſelber darin iſt.

Zweitens, bedeuten die Blumen, daß das Zuckerkind bald heirathen wird.

Drittens, bedeutet die Roſe, die ſie mir gab, daß ich ein beneideter Mann ſein werde.

Viertens, bedeutet das Angeln und daß der Fiſch anbeißt, unſere Heirath, und daß wir immer wohlhabend ſein werden, denn der Fiſch war von Golde.

Fünftens, bedeutet der Hammer, daß wir die Heirath durchſetzen werden, es mag in die Quer kommen, wer da will, und endlich:

Sechſtens, bedeutet der viele Rogen zahlreichen Kinderſegen.

Nun ſagt ſelber, was fehlt dem Traum noch an ſeiner Vollkommenheit. Fragt einmal Don Strintillo,

er iſt gelehrter als ich; aber er mag ihn nach Rothbart's Traumbuch auslegen, oder nach Schwarzbart's, er iſt gut und bleibt gut. Nach der klugen Sibylle fällt er freilich anders, aber da ſind die Nummern verdruckt, und wer ihr traut, iſt immer betrogen. Was meint ihr, Don Strintillo, fragte Granco mit zuverſichtlicher Miene, iſt er nicht gut, iſt er nicht prächtig?"

Aber Strintillo, der auf keine Frage raſch zu antworten gewohnt war, und der, unter uns geſagt, noch etwas auf die Sibylle hielt, bewegte nachdenklich den Kopf, wandte ſich zu Giovanni, und fragte: „Hat Euch auch etwas geträumt?" —

„Mir? Nein oder doch, ja, entgegnete Giovanni, und ergriff die Hand Strintillo's: Mein lieber Don Strintillo, ſeit ich eure Tochter geſehen, lebe ich beſtändig, Tag und Nacht, in dem Traume fort, daß nie Leute glücklicher zuſammenleben würden, als eure Tochter und ich!" Hierbei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Don Strintillo ſah ihn freundlich an und ſagte: „Nun mein lieber Giovanni, ich weiß daß meine Tochter euch wohlwill und habe nichts gegen euren wachenden Traum und gegen euren ſchlafenden auch nichts, ehrenwerther

Don Granco, beide Träume können recht gut ſein, doch erſtens, habe ich ſie nicht ſelber geträumt und zweitens, ſeid ihr an einem böſen Tage zu mir gekommen, denn hört: Als ich dieſen Morgen ausgehen will, kommt mir rechts ein altes Weib entgegen, links huſcht mir ein Häschen über den Weg und, wie ich wieder ins Haus trete, läuft mir, bis ins Zimmer, Ciccio's rother Hund nach, der mir nie Gutes bringt. Daher iſt der heutige Tag ſehr böſe, und gar nicht gemacht, um dergleichen zu beſchließen, geduldet Euch alſo noch heute, morgen früh ſollt Ihr ausführlichen Beſcheid haben. Keiner von Euch wird darum von mir verachtet; aber ich will die Sache beſchlafen. Der Himmel wird mir einen Wink geben, dem ich folgen kann. Das Schickſal meines einzigen Kindes liegt mir zu ſehr am Herzen, als daß ich dergleichen ohne himmliſchen Rath beſchließen könnte. Lebt wohl. Heute drohet Unglück in meinem Hauſe, darum wird Euch weder Speiſe noch Trank gereicht. Ein andermal ſollt ihr mir herzlich willkommen ſein."

Mit ſolchen Reden entließ Don Strintillo für dieſen Tag die beiden Freier. Don Granco fand alles ſehr natürlich, und blieb, im Vertrauen auf ſeinen ſechsmal

vortrefflichen Traum, ſo glücklich als vorher. Aber Giovanni gerieth, als er das Haus verlaſſen, über den abergläubigen Strintillo ganz außer ſich, und als er ins Freie kam, rief er zum blauen Himmel empor: „wenn das Schickſal eines Weſens wie Angiolina an Strintillo's albernen Träumen hängt, was ſoll aus ihr, was ſoll aus mir werden! Lieber himmliſcher Vater, erhelle doch die Augen des Alten, daß er die Tochter nicht anf ewig unglücklich macht, thue ſeinen Sinn auf über ſeine Thorheiten, oder willſt Du ihn nicht umſchaffen, ſende ihm wenigſtens einen Traum, worin Angiolina ihm um den Hals fällt und ihn bittet, mich zu nehmen; oder wie Du ſonſt ſeinen Willen lenken willſt, denn Du vermagſt ja alles und jedes, wie Deine Weisheit es für gut findet!“ — Dieſer letzte Gedanke machte Giovanni etwas ruhiger. Langſam ſchlich er zurück unter Angiolinens Fenſter, und flüſterte die traurige Botſchaft hinauf. Angiolinchen, obwohl ſelbſt erſchrocken, ſuchte ſeine Sorgen zu beſchwichtigen, und ſagte zu ihm: „Lieber Giovanni, tröſte dich, mein Vater hat Dich lieb, wir wollen Gutes hoffen, gehe nach Deinem Weinberge und zerſtreue Dich mit arbeiten. Geh, ich will

auch etwas vornehmen, ſo wird Sorge und Unruhe am beſten bekämpft.“ Langſam ging Giovanni nach ſeiner kleinen Beſitzung. Sie ſchien ihm heute kleiner als je, weil er ſie mit Granco's Gütern verglich. Er ging an die Arbeit und kämpfte mit Gewalt gegen ſeine Sorgen, aber er war immer noch in einem Zuſtande, der einem Fieber glich. Der Mond ſchien lieblich und klar, es trieb ihn nach dem Hauſe ſeiner Geliebten, er nahm ſeine Mandoline mit und ſpielte unter ihrem Fenſter alle Lieblingsweiſen; aber wenn er an den andern Morgen gedachte, ſanken ihm die Hände von den Saiten. „Geh zur Ruh, lieber Giovanni!“ bat Angiolina mit ſüßem Flüſtern mehre Male flehentlich. Er ging auch, kam aber immer wieder zurück, und um Mitternacht ſang er unter dem Fenſter der Kleinen, die ſelbſt nicht that, was ſie ihn hieß, folgendes Lied aus ſeinem Herzen, während der Veſuv dazu leuchtende Gluthen in die Mondnacht emporwarf: —

Unruh'ge Du, Du rufſt mir: ruhe! zu:
Bin todesmüd' und finde doch nicht Ruh!
Wo ruht des Schiffers Haupt im Sturmesdrang?
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfleugt
Dem Schlund und, ſchon im Fallen, wieder ſteigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ein Ameishaufen bin ich, den geſtört
Die Lieb', all' meine Sinne ſind verkehrt:
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin die Wachtel, über'm Meer verirrt,
Kein Land erblickt ſie, jagt und ſchlägt und ſchwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgeſang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

In ſolchen Gedanken kam den beiden Liebenden der Morgen heran, und ſie erwarteten mit Ungeduld Strintillo's Erwachen.

Don Granco nahm, wie wir wiſſen, die Sache viel ruhiger, er verließ ſich auf ſeinen Traum, that einen guten Schlaf, erwachte jedoch bei Zeiten, legte ſogleich die zierlichſten Kleider an, die ſich in ſeinen Kiſten und Kaſten vorfanden, und machte ſich auf den Weg nach Strintillo's Hauſe, vor welchem er den guten Giovanni mit ſeiner Mandoline ſitzend fand.

„Schon hier?“ fragte Granco.

„Ja wohl, ſagte Giovanni, wir kommen noch zu früh, Don Strintillo iſt noch nicht erwacht.“

„O, wohl iſt er erwacht! rief Strintillo und erſchien an der Thür: kommt herein, ihr beiden Herren, Ihr ſollt Beſcheid haben. Ich habe einen Traum gehabt, der an Schönheit ſeines Gleichen ſucht und ſo deutlich iſt, daß Ihr ihn Euch ſelbſt auslegen könnt, ſo wenig Ihr vom Traumauslegen verſteht.“

Don Granco trat freundlich ein und rieb ſich die Hände, zitternd folgte Giovanni. „Da ſetzt Euch und hört meinen Traum!“ ſagte Strintillo. Beide ſetzten ſich, und der Träumer hub an: „Geſtern, als ich mich ſchlafen, legte, nahm ich mir feſt vor, über Eure Angelegenheit zu träumen. Es währte nicht gar lange, ſo kam ich aus der Finſterniß des Schlafes in einen wunderſchönen großen Weingarten, der mich ſehr in Verwunderung ſetzte; denn an den Trauben, die dort hingen, waren die Beeren ſo groß, daß jede Beere wohl einen Schoppen halten mochte, und jede Traube mochte gegen die 1000 Beeren haben, aber die Trauben, die da waren, konnte ich nicht zählen; denn es war alles roth und ſchwarz

davon, über und über! Das Sonderbarſte war, daß ſich die Trauben vor meinen Augen färbten, und reif wurden, und die reif wurden, ſanken zu Boden und ließen den Moſt von ſelbſt ausgehen, in Rinnen von weißem Marmor, die unter den Weinſtöcken waren. Alle die Rinnen aber gingen zuſammen in einen großen Teich. Wem mag wohl der Weinberg gehören? dacht' ich bei mir und ſah mich um nach Jemandem, der es mir ſagen könnte. Da war eine Gans, die von den Beeren fraß, und etwas herſchnatterte, das immer klang, wie Bräutigam, Bräutigam. — Sollte das meiner Tochter Bräutigam ſein? dachte ich weiter. — Ja, ja, ja, ſchnatterte die Gans. Indem ich ſo weiter gehe, kommt mir mein Vetter Ciccio entgegen, und ſagt mir: wo bleibſt Du, Strintillo, laſſe die Hochzeitsgäſte nicht warten! — Aber ſo geſchwind ging das nicht; denn ſtatt Sandes waren alle Gänge ſo dick voll Ducaten, daß wir manchmal bis an die Bruſt hineinſanken. Endlich kamen wir in einen Keller, wo noch mehr volle Weinfäſſer lagen, als ich oben Trauben geſehen hatte. Wem gehört dies Alles? fragte ich Ciccio. Angiolinens Bräutigam, war die Antwort. Wir mochten ſo, wohl

ein paar gute Stunden, bei lauter vollen Fäſſern vorbeigekommen ſein, als der Keller endlich ein Ende nahm und ſich nach einem großen freien Platze öffnete, wo ganz unzählige Hochzeitsgäſte ſämmtlich auf ungeheuren Würſten ſaßen, an Tiſchen von runden Käſen, in deren Mitte jedesmal Springbrunnen von lauterem Wein waren, die nach allen Gäſten hin Strahlen ſchoſſen. Weder Gläſer noch Flaſchen waren zum Trinken geſtellt, und die Gäſte fingen auf gut ſpaniſch den Strahl, der auf ſie zukam, mit den Mäulern auf, welches überaus luſtig zu ſehn war. Auf den Tiſchen waren Meſſer gelegt, womit die Gäſte ſich nach Belieben Käſe von den Tiſchen losſchnitten. Mitten auf dem Platze ſtand ein großer Ofen, wo man gar fette Ochſen hineintrieb, die auf der andern Seite, köſtlich gebraten, wieder herauskamen und um die Tiſche herumſpazirten, wo ſich dann jeder Gaſt ſein Lieblingsſtück losſchnitt, worauf die Ochſen ſich allemal höflich verneigten und wieder weiter gingen. Auf der anderen Seite war ein Teich von heißem Öl, worin ungeheure gebratene Fiſche herumſchwammen. Dort amüſirten ſich viele Gäſte mit Harpuniren und holten ſich allemal den Fiſch heraus,

zu dem ſie Luſt und Appetit hatten. Eben ſo war es mit dem Federvieh beſtellt, welches von einem großen Paſtetenrande eingehegt, theils gebraten, theils gekocht, theils gedämpft herumlief, auch in allerhand Saucen ſchwamm und ebenfalls ſehr artig den Rücken oder die Bruſt hinhielt, je nachdem man ſich dieſes oder jenes Pfaffenſchnittchen losſchneiden wollte. Für die, welche gern Maccaroni aßen, hingen ſie von den Bäumen herunter wie Palmzweige, ſo niedrig, daß die Liebhaber davon die Hände auf den Rücken legten und ſie mit den Zähnen abriſſen, wie Ziegen das Laub abknubbern; ſie durften auch nicht erſt Käſe daran thun, denn aller Staub, deſſen dort viel herumflog, war fein geriebener Parmeſankäſe, ſo daß die Maccaroni-Gäſte über und über zu lauter Käſe wurden. So reichlich war alles bei dieſer Hochzeit, und ich ſah mich noch immer vergeblich nach dem Bräutigam um. Endlich kam er daher mit meiner Tochter an der Hand."

„Nun und wer war es?" fragte Granco ganz freundlich.

„Er war aus Gragnano, das hörte ich ſagen."

„Aber wer war es?“ fragte Granco noch vergnügter.

„Wer es war, mein lieber Granco, das konnte ich unmöglich erkennen, antwortete Strintillo; denn dieſer Bräutigam ſtrotzte ſo von Gold und Juwelen, daß ich vor Glänzen durchaus ſeine Figur nicht ausnehmen konnte, ſo viel Mühe ich mir gab, ich konnte mir ſeine Züge nicht zuſammenfinden, bis ich über dieſer Bemühung aufwachte, da ſchien mir die helle Morgenſonne gerade ins Geſicht. Nun rathet ſelbſt, auf wen deutet der Traum?“

„Nun, jedenfalls auf einen wohlhabenden Mann,“ ſagte Granco lächelnd.

„Richtig, ſagte Strintillo, ein Reicher ſoll ſie haben, dann wird ſie glücklich ſein, weiter ſage ich nichts, und nenne Keinen, um Keinen zu beleidigen. Wer ſich ſo reich glaubt, richte binnen drei Wochen ein Feſt zu. Gefällt es mir, ſo ſoll es ſein Hochzeitsfeſt ſein, und er mag meine Tochter heimführen mit allem Segen Gottes.“

„Aber . . .“ begann da todtenbleich Giovanni . . .

„Nichts weiter, fiel ihm Strintillo in die Rede, ich

bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!" Damit ging er in ſein Gemach und ließ die beiden Freier in ſehr verſchiednen Empfindungen ſtehn.

Don Granco, ſeines Sieges mehr als gewiß, kniff vor Freuden den Mund zuſammen, blies ſein Oberlippchen auf, drückte gleich einem Kropf-Täuberich das Kinn an den Hals und gurrte behaglich „Hm, Hm!" Damit ging er und nahm ſich ſo drollig aus, daß auch ein Todter über ihn hätte lachen müſſen. Doch Giovanni lachte nicht, der Arme ſtand da wie gefroren. Sein Auge ſah nicht mehr, ſein Ohr hörte nicht mehr. Hätte Jemand ihm ein Meſſer durch das Herz geſtoßen, er würde den Stoß nicht gefühlt haben. Die helle Morgenſonne ſchien ihm in die offenen Augen, aber er war wie in finſtrer Nacht. Er wankte hinaus, als wäre der feſte Boden unter ihm nur Wind und Woge.

Angiolina, die mit der treuen Muhme am Fenſter lauſchte, rief ihm mit Zittern entgegen: „Nun?" —

Er blickte ſie an, bleich wie der Tod, ſchlug ſich mit der Hand aufs Herz und wankte ſtumm dahin.

„Giovanni! Giovanni! rief ihm die Geliebte nach; aber er wandte ſich nicht wie ſonſt. — Er wankte fort, bis ihn der Schmerz gewaltſam zur Erde niederzog. Angiolina ſah ihn ſinken: da vermochte ſie nicht mehr, ſich zu halten, ſie eilte die Treppe hinab und hin zu ihm. Unter einem Mandelbaume lag er wie entſeelt. Den Hut hatte er von ſich geſtoßen, ſein Geſicht an die Mutter Erde gedrückt.

„Giovanni! Giovanni!“ rief Angiolina aus zitternder Bruſt, und warf ſich ihm zu Häupten, aber Giovanni winkte ihr hinweg, nahm mit beiden Händen Staub von der Erde, und ließ ihn in ſeine blühenden Locken fallen. „Giovanni! Giovanni! rief Angiolina und nahm ſein Haupt in ihre ſchönen Hände: Nicht ſo, nicht ſo! lieber, ſüßer Giovanni! Soll ich mit Dir ſterben?“ rief ſie ſchluchzend, und der Strom von heißen Thränen, den ſie über ſeine Stirn ergoß, ſchien ihn wieder zu beleben. „Was iſt geſchehen?“ fragte ſie, doch Giovanni vermochte nicht zu antworten. Indem war die treue Muhme herangekommen und fragte: „Kinder, was iſt euch?“ Nur mit Mühe konnte ſie von Giovanni den Hergang herausfragen. Auch ſie ward von dem grauſamen Spruch

Strintillo's, deſſen Starrſinn ihr wohl bekannt war, herzlich betrübt, und weinte mit den Trauernden als gute Chriſtin, endlich aber faßte ſie ſich, und ſprach: „Liebe Angiolina, geh nur wieder heim, es könnte Dich Jemand hier ſehen, und das wäre nicht gut!" — „Ach! ob mich Jemand hier ſieht oder nicht! Wer im Sterben liegt, frägt wenig mehr nach der Welt!" erwiederte das holde Kind faſt ſtimmlos.

„O! faſſet Euch, liebe Kinder, ſprach die Muhme wiederum: vielleicht iſt noch nicht alles verloren? Geh zurück ins Haus, Angiolina. Geh, bete zu Gott und der heiligen Jungfrau: die vermögen den Sinn des Vaters wohl noch zu wenden, und Du, Giovanni, raffe Dich auf. Weißt Du, was Du thuſt? — Geh zu meinem Bruder Ciccio, der iſt ein ſtudirter Mann; vielleicht giebt der Dir guten Rath?"

„Guten Rath? — Kann er mir ſagen wie, wer arm iſt, in acht Tagen zum reichen Manne wird, auf ehrliche Weiſe, kann er das?"

„Geh zu meinem Bruder Ciccio! ſag ich Dir, wiederholte die Muhme: Beſſeres vermag ich Dir jetzt nicht zu rathen. Folgt mir, geh!" So trennte ſie die beiden

Liebenden. Angiolina wankte langſam mit ihr ins Haus zurück, Giovanni zögernd zu Don Ciccio.

„Warum ſo traurig?" trat ihm dieſer entgegen. Da faßte Giovanni Ciccio's Hand, und ſchüttete ſein ganzes betrübtes Herz aus. „Wieder eine ſchöne Geſchichte von Strintillo! rief Ciccio erbittert aus: ich habe ſchon oft geſagt, die Träume bringen ihn noch ums Himmelreich! — Armer Giovanni! was ſich für Dich thun läßt, ſoll gethan werden, aber .... hiebei zuckte Ciccio mit den Achſeln: Strintillo wird Strintillo bleiben, was in ſeiner Haut ſteckt, iſt alles närriſch. Ich kann Dir wenig Hoffnung geben, laß uns aber doch auf friſcher That einen Angriff auf ſein Herz verſuchen und zwar mit all den Seinen; komm, wir wollen uns noch den Pater Antonio mit zu Hülfe nehmen, der predigt wie Paulus: wenn der ihn nicht mürbe macht; ſo iſt und bleibt er ein Stein und dein Schickſal von Eiſen!" Damit ergriff der gute Don Ciccio Hut und Stock, nahm ein kleines Säckchen mit Senfſamen in die Hand und ging mit Giovanni zu Pater Antonio. Dieſen fanden ſie zwar bereit, ihnen beizuſtehen, und er ging mit ihnen; aber er gab Giovanni faſt noch weniger

Hoffnung als Ciccio. So traten die drei in das Haus Strintillo's und mit Ciccio in das Zimmer der Muhme Cecca, die ſeine Schweſter war, und bei welcher ſie Angiolinen fanden. „Ach, ſagte Cecca, wie ſie von dem Vorhaben der Kommenden hörte, heute werden wir ſchwerlich zu Strintillo gelangen! Er hat ſich feſt verſchloſſen und läßt Niemanden vor.“ — „Schadet nichts, ſagte Ciccio, ich thue wie Unverſtand und werde ſchon eindringen! Hier in dem Säckchen habe ich ein Pröbchen von dem Senfſamen, nach dem Strintillo ſchon ſo lange verlangt hat, damit werde ich die Thür öffnen! Ihr bleibt noch zurück, ich gehe zuerſt hinein und rede mit ihm, dann ſpäter kommſt Du nach, Cecca, dann Angiolina, dann Giovanni und wenn unſer Bitten und Ermahnen nichts fruchtet, will der gute Pater Antonio das Letzte verſuchen.“ Hiemit ging Don Ciccio, das Säckchen in der Hand, auf Strintillo's Zimmer los. Vorſichtig folgten die Andern. Ciccio pochte.

„Niemand herein!“ rief Strintillo.

„Ich bin es, lieber Vetter,“ ſagte Ciccio.

„Niemand herein!“ rief Strintillo wiederum.

„Gut, ſagte Ciceio, ſo werde ich Dir den Senfſamen durch das Schlüſſelloch hineinblaſen!“ Hiemit nahm er deſſen, halbe Hände voll, und blies ihn durch das gewaltig große Schlüſſelloch.

„Ach ſo? kommſt Du endlich mit dem Senf,“ fragte Strintillo und öffnete die Thür.

„Ja wohl, ich bringe Dir Senf, ſagte Ciccio, und zwar von zweierlei Art.“

„Von zweierlei?“

„Ja, von zweierlei: erſtlich den hier in dieſem Säckchen, wie gefällt Dir der?“

„Der iſt ſehr ſchön, ſehr ſchön!“

„Nicht wahr, der iſt ſchön! Aber Strintillo, der andere iſt noch bei weitem ſchärfer.“

„So? Nun dann bin ich begierig, wo haſt Du ihn?“

„Hier auf meinen Lippen.“

„Auf den Lippen? Ich ſehe ja nichts“

„Er kommt ſchon, ſagte Ciccio. Du weißt doch, daß der gute Senf den Kopf aufräumt und die Gedanken klar macht, ſieh, ſolchen bring ich Dir auf den Lippen; ſage mir doch, Strintillo, wie kannſt Du es über das Herz bringen, Dein Kind vor Dir ſterben zu ſehen?“

„Höre, Ciccio, nahm Strintillo das Wort: wenn das Dein Senf iſt, ſo trage ihn wieder hinweg, ſolchen brauche ich nicht!"

„Gerade ſolchen brauchſt Du, lieber Strintillo, Du mußt nieſen, bevor Du klar ſieheſt, was Du thuſt. Du mordeſt Dein Kind, wenn Du ſie dem braven Giovanni nimmſt, und dem runzligen Granco giebſt. Willſt Du denn Meerſpinnen zu Enkelkindern haben?"

„Ich folge dem Wink des Himmels, ſagte Strintillo, dabei bleibt's! Was der Himmel beſchließt, darüber müſſen wir Menſchen nicht grübeln."

„Aber iſt denn Dein vermoderter Betthimmel, unter dem Du träumſt, unſer Herrgott, oder biſt Du ein Heiliger, der Viſionen hat?"

„Nein, ſagte Strintillo, aber ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn."

Hierüber trat die Muhme ein, laut weinend, und bat Strintillo mit Händeküſſen, ſeinen Sinn zu ändern; aber, was auch geſagt wurde, Strintillo kniff den Mund feſt zuſammen und blieb ſtumm.

Angiolina trat hinein und warf ſich ihm zu Füßen, ihr Schmerz rührte ihn zu Thränen; aber er blieb ſtumm.

Giovanni trat herein und brachte ſeine Sache vor, ſo gut er konnte; doch Strintillo blieb ſtumm. Nichts veränderte den ſteinernen Mann.

Endlich kam auch der Pater Antonio, hieß die Andern hinausgehen und ſprach allein zu ihm, und, wie es den Horchern ſchien, eindringlich: denn Strintillo brach endlich ſein Schweigen. Wie aber erſchraken ſie wiederum, als ſie, ſtatt günſtiger Worte, Folgendes vernahmen:

„Glaubt mir, ehrwürdiger Pater Antonio: ich leide bei den Schmerzen meines Kindes, wie Abraham auf Moria; doch menſchlicher Wille muß dem himmliſchen nachgeſetzt werden. Mein Traum ſei nicht himmliſch, ſondern Blendwerk der Hölle, ſagt Ihr? Woher wollt Ihr das beweiſen, warum ſoll er nicht gut ſein? Was Arges widerfährt denn meiner Tochter? Beide Freier ſind gleich brave Leute, beide haben ſie lieb, — dem Reichſten geb' ich ſie. Da ſagt Ihr mir: ſie liebe nur einen von Beiden: o glaubt mir, die Liebe lahmt zuweilen; doch kommt ſie ſpäter nach. Frauen ſind wie die Weinreben, ſie laſſen ſich an jeden Mann binden, und gewöhnen ſich an jeden, der ſie zu ziehn weiß.

Wie war es denn mit meiner Seligen? Sie wollte mich erſt durchaus nicht haben: in der erſten Nacht wollte ſie mir entlaufen, am Ende fand ſie ſich doch recht gut in mein Hausweſen, und, wenn wir uns ſpäter oft gezankt haben, geſchah es nur aus guter Meinung. Darum, Pater Antonio, laſſet ab mich zu peinigen und zu röſten. Es kann Euch alles nichts helfen. Die Tochter iſt meine Tochter, ihr Vater heißt Don Strintillo, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!"

Nach dieſer Rede machte Strintillo den Mund wieder feſt zu. Da mochte Pater Antonio predigen, ſchelten, mit göttlicher Strafe drohen und die Hölle malen ſo roth er wollte, Strintillo blieb verſchloſſen, wie die Auſter, zu der man kein Meſſer hat. Endlich ging Pater Antonio von ihm hinweg. „Nun ſoll mir kein Senf mehr da herein kommen!" ſagte Strintillo, und verrammelte die Thür.

„So! mache zu, verrammle Dich, daß kein guter Gedanke mehr zu Dir kann! ſagte Ciccio, Thränen des Zornes in den Augen und wandte ſich ſanft zu Giovanni: komm mein lieber Giovanni, faſſe Dich, der Hochzeittag iſt noch nicht da. Gott thut viel in einem

Augenblick, wie viel mehr kann er in acht Tagen thun.“ So redete Ciccio zu Giovanni und ſah ihm dabei theilnehmend in die Augen, die er voll Thränen glaubte: doch zu ſeiner großen Verwunderung fand er ſie trocken und ſein Geſicht bleich, aber unerwartet heiter. „Ich danke Euch, Herr Notar, und Euch, Pater Antonio,“ ſagte Giovanni ganz gelaſſen, eben ſo gelaſſen: „lebe wohl!“ zu Cecca und „lebe wohl!“ zu Angiolinen, die halb entſeelt auf ihr Zimmer geführt ward, und leichten, ja fröhlichen Trittes eilte der Jüngling aus dem Hauſe, ein Liedchen ſummend, gleich als wäre nichts Übles vorgefallen. — „Dieſen Leichtſinn begreif ich nicht,“ ſagte Ciccio. — „Ich begreife ihn wohl, ſagte Pater Antonio. Der tiefſten Verzweiflung iſt es eigen, die ſchreckliche Gegenwart gleichſam zu überſpringen und in das zu flüchten, was wir Leichtſinn nennen. Ein getroffener Hirſch ſpringt hoch empor, ehe er niederſinkt und ſich verblutet. Er iſt nicht ſo heiter wie er ſcheint, glaubet mir!“ — Und Pater Antonio hatte Recht. Giovanni ging die Straßen hindurch, wie es ſchien, fröhlicher als ſonſt. Er nickte ſogar Don Granco, der ihm des Weges entgegen kam, einen ſo freundlichen

Gruß zu, daß dieſer ſich ganz erſtaunt nach ihm umwendete. Aber der Jüngling war nur der Fröhlichkeit hohles Bild, in ſeinem Innern tobte es wie eiſiger Winterſturm, und trieb ihn fern von Menſchen. Die Gärten vorüber, klomm er höher und höher das wilde Gebirg hinan, einſamer, immer einſamer ward die pfadloſe Gegend um ihn her, immer ſteiler die Felſen, immer ſchmaler die herabrinnenden Bächlein. Schaaren kleiner Waldvögel flogen vor ihm auf, aus den Myrthen und Lorbeerbüſchen, bis er unter einer Felswand dicht an einem Abgrunde erſchöpft niederſank. Zu ſeinen Füßen lag, gleich dem entfalteten bunten Schweif eines Pfauen, alle Herrlichkeit und Pracht des neapolitaniſchen Golfes und ſeiner Inſeln hingebreitet. Garten an Garten und Stadt an Stadt, an dem ſchönen Saume des Meeres, der ſich hin ſchwingt wie der Flug der Schwalbe: während ſich aus der Ebne vor den blauen Appenninen der Veſuv erhebt und, gleich bunten Blumen, Aſchengewölk auf Aſchengewölk emporthürmt. Da rief Giovanni: „heiliger Gott, wie ſchön iſt dieſe Welt und wie unglücklich bin ich in dieſer ſchönen Welt!“ — Jetzt, erſt jetzt brachen ihm die Thränen aus den Augen, und

er weinte bitterlich. Da mußte es ſich fügen, daß zu derſelbigen Stunde der Räuber Checco, mit ſeinen luſtigen Geſellen, in jener Einſamkeit umherſchwärmte, zu ſeiner Ergötzung Kaninchen zu jagen. Kühn wie er war, kletterte er eben um den Gipfel des Felſens, an welchem Giovanni lag, als das Erdreich unter den Füßen des Räubers wich und hinabſchob. Was er auch ergriff, ſich zu halten, Gras und Buſch, alles ward los und rollte mit ihm dem Abgrunde zu. Da vernahm Giovanni das Geräuſch, blickte um ſich, ſprang gewandt hinzu und, die Linke feſt um einen überhängenden Baum geſchlungen, ergriff er den Stürzenden mit der Rechten, als er eben verloren ſchien, und hielt ihn dicht an dem Abgrunde ſchwebend. Obwohl ſtark genug, ihn eine Weile zu halten, war er doch nicht mächtig genug, ihn völlig heraufzuziehen, und Beider Lage ward mit jedem Augenblicke gefährlicher, da nicht allein Giovanni's Kraft minder wurde, ſondern auch die Wurzel des Baumes, woran ſie hingen, mehr und mehr nachließen. Giovanni aber war edelmüthig genug, ihn nicht loszulaſſen; da rief Checco ſeine Gefährten herbei, welche die Beiden, nicht ohne Gefahr, aus der peinlichen Lage

befreiten. „Habt Dank, Ihr Braven!“ ſagte Checco und umarmte ſeine Freunde, doch zu Giovanni gewendet, ſprach er: „Dich hat Gott geſandt, ihm ſei Dank und der heiligen Jungfrau! Laſſet uns beten!“. Damit nahm er den Hut ab, Alle thaten ein Gleiches, knieeten mit ihm nieder und beteten zu Gott und der heiligen Jungfrau. Hiebei muß erwähnt werden: dieſer Checco war zwar ein Räuber, jedoch ungewöhnlicher Art, angebetet von den Seinen und bei dem Volke mehr geliebt als gehaßt. Sein Patron war Crispinus: er nahm den böſen Reichen und gab den guten Armen. Durch einen ungerechten Urtheilsſpruch um ſein rechtmäßiges Erbe gebracht, hielt er jede Obrigkeit nur für eine Anſtalt, das Volk hinab zu drücken, hatte ſich mit mehreren ähnlich geſinnten, flinken Burſchen verbunden, und ſtreifte bald hierhin im Lande, bald dorthin, wie er es nannte, „dem Unrecht abzuhelfen!“ Bei dieſem Geſchäft nahm er es freilich nicht ſo genau, wie die lateiniſchen Bücher, in welchen die tauſend und abertauſend Rechtsfälle verzeichnet ſind. Er ſah alles nur entweder ſchwarz oder weiß. Verwickeltes hieb er durch, wie Alexander Magnus den Knoten, und das audiatur

et altera pars war keineswegs ſein Wahlſpruch. Im Ganzen mußte bei ihm der Unglückliche ſiegen, der Glückliche wenigſtens theilen, wobei Checco ſich als Richter auch nicht völlig vergaß, ſondern oft recht anſehnlich zulangte. Wem er half, den ließ er das für ihn Erlangte ſodann, ſehr klug, in veränderter Geſtalt irgend wo, wie zufällig, finden; damit derſelbe nicht durch ſein Geſchenk in Verdacht geriethe. Zuweilen trat er, bei hellem Tage, mit ſeinen Geſellen in ein reiches Haus, wo er wußte, daß eben ein erwuchertes Sümmchen lag, ſchloß die Thüren, und bat ſich das Sümmchen zu guten Zwecken aus, und, wer ihm dieſes nicht ſogleich herbeiſchaffte, ward weder geknebelt noch gefoltert; ſondern auf ein mitgebrachtes Leder gelegt und von den luſtigen Geſellen ſo lange geprellt, bis er, des läſtigen Spieles überdrüſſig, Ungernes gern that und Alles bewilligte. Von dieſer Art des Geldeintreibens ward Checco „der Preller" genannt; und wahr iſt es, ſeine Leute verſtanden das Prellen gut, ſie brachen Niemanden die Rippen und vertheilten die blauen Flecken, mit Anſehn der Perſon, ziemlich gleichmäßig auf dem Leibe ihrer lebendigen Spielbälle. Daß dieſes Treiben böſer

Art ſei, glaubte keiner von ihnen. Alle waren jung und rüſtig und immer bereit zu den tauſend Schwänken, die Checco ſich ausſand, dieſen oder jenen Streich nachdrücklich durchzuführen. Sie bildeten zuſammen gleichſam eine luſtige Vehme und ließen zuweilen Prügel regnen auf Schultern, die ſich dergleichen nicht vermutheten. Hatten die Schläge zuweilen nicht den richtigen Mann getroffen, ſo ſagte Checco: „nun dafür wird ihm Gott andere Sünden vergeben, geißeln wir uns!“ Hierauf pflegten ſie ſämmtlich Stöcke zu nehmen, ſtellten ſich im Kreis und hieben einander weidlich durch. Verſchlagen waren alle wie die Füchſe, liſtig wie Schlangen, vorſichtig wie die Marder, und wollte man ſie fangen, ſo wurden ſie zu Aalen, und entwiſchten aus den Händen der Häſcher, wenn man ſie ſchon feſt zu haben glaubte. Das ganze Gebürg, voll labyrintiſcher Höhlen, war der Pallaſt, in dem ſie wohnten. An ſteilen Felswänden hatten ſie kleine Stufen und Griffe zum Klettern gehauen, an denen ſie, gleich Steinböcken, wunderbar ſchnell hinan laufen konnten, die aber, gleich einem Räthſel, ſo wunderbar verworren durcheinander gingen, daß Niemand den Flüchtigen nachzueilen vermochte.

So hatten ſie, wo man ſie umzingelt zu haben glaubte, noch hundert Ausgänge und waren ihren Verfolgern an Liſt immer überlegen. Es war als ob keine Kugel ſie treffen könnte, und wenige waren im Volk, die ſie nicht für Zauberer hielten. Als hätten ſie den Karneval geplündert, erſchienen ſie bald in dieſer bald in jener wunderlichen Verkappung und gaben den Leuten viel zu erzählen. Dabei verſäumten ſie kein Madonnenfeſt, gingen fleißig zur Meſſe und bei einem Pater Namens Andronico zur Beichte, der ihnen oft harte Büßungen auflegte, welche ſie gewiſſenhaft erfüllten. So beteten ſie nun auch hier und dankten Gott und der heiligen Jungfrau für Checco's Rettung.

Aber als ſie ausgebetet hatten, ſprang Checco auf, ſchlug ſich an die Bruſt und begann zu Giovanni, der wieder in Gram verſunken war: „Checco's Herz iſt Dein. Du biſt traurig? kann ich Dir Hilfe ſchaffen, es ſoll geſchehen. Haſt Du einen Feind, er ſoll mein gewahr werden!"

„Mir kann Niemand helfen, als Gott!" ſagte Giovanni, bedeckte ſein ſchwermüthiges Geſicht mit den Händen und ſchwieg. Checco beſtürmte ihn jedoch ſo

lange mit theilnehmenden Fragen, bis er ihm, obwohl langſam, mittheilte, was ihn quälte, nachdem Checco das Verſprechen gegeben, daß er weder Strintillo noch Granco ein Leid zufügen wolle: denn Giovanni wußte wohl, mit wem er ſprach. Als er ausgeredet hatte, erwiederte Checco raſch: „Die Umſtände ſind einfach: der Alte will Dir nicht willfahren, aber wohl die Tochter. Nimm ihm die Tochter mit Gewalt, bringe ſie daher in die Wildniß und lebe mit ihr, geborgen in meiner anmuthigſten Höhle, bis der Alte ſich in die Geſchichte findet und Euch verzeiht. Traue mir, die Höhle ſoll eingerichtet werden wie eine Putzſtube, nichts ſoll euch fehlen, und bliebt ihr ewig bei mir!“ — Dies ſagte Checco mit großer Zuverſicht; aber wie ſtaunte er, als Giovanni ſich plötzlich wie getröſtet erhub und ihm entgegnete: „Checco, bald wäre gethan was du ſagſt; aber da ſei Gott vor, daß ich ſolch Unrecht auf mich lüde! Die Tochter iſt des Vaters: ich hätte wenig Segen davon, der alte Strintillo aber den Tod, und Angiolina würde nimmer froh. Nein, beſſer iſt ſchlicht und recht. Ich will Gott bitten, daß er mir ſeinen heilgen Engel herniederſende und mich und Angiolinen aus der

Verzweiflung erlöſe, gleich wie er mich und Dich hier wunderbar gerettet. Thöricht war es von mir, einen Augenblick an ſeiner Allmacht zu zweifeln.“ Hiemit ſchüttelte Giovanni Checco's Hand und ging vor ihm den Berg hinab. Checco aber blieb betroffen ſtehn, dann rief er ihm feurig nach: „Geh, braver Knabe, Gott wird Dir helfen, wunderbar, wie er uns hier gerettet! Aus dieſem Baum, der uns beide trug, will ich ein Kreuz machen, bei dem will ich oft beten. Gott erhalte Dich! Sage Niemanden, daß Du mich geſehen!“ — „Ich will es verſchweigen,“ ſagte Giovanni und ging. Checco aber ſprach raſch zu den Seinen gewendet: „Laßt uns gehn, Geſellen, ich muß mich gegen Giovanni dankbar beweiſen. Holt das Leder, worauf Ihr zu prellen pflegt, und folgt mir.“ Feſten Trittes ging er ihnen voran, und ſie merkten an ſeinen blitzenden Augen, daß er irgend einen Plan gefaßt. Einer lief und holte das Leder. Schweigend gingen ſie durch den Wald von ſchattigen Steineichen und Kaſtanien. Alle ſahen ſich jedoch verwundert an, als ſie merkten, daß Checco ſeine Schritte nach einer Einſiedelei wendete, welche ſehr einſam und entfernt von allen andern Häuſern lag. Der

Träger des Leders fragte Checco'n: ob er Buße thun wolle, und die Prellhaut in des Eremiten Kapelle weih'n?—

„Dieſesmal nicht," ſagte Checco und ging ſchweigend auf den Eremiten zu, der erſt vor ſeiner Thür ſaß, aber bei Checco's Nahen aufſtand und ihm entgegen rief: „Nehme Gott die Sünde von Euch, was ſucht Ihr bei mir?" —

„Das thue Gott. Kennt Ihr mich?" —

„Ob ich Euch kenne? Ihr ſeid Checco der Preller, ſagte der Eremit wie trotzend: was führt Euch zu mir?"

„Dankbarkeit, ich bringe Euch Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Ich fand eben einen braven Knaben, der mir das Leben gerettet, mit Gefahr ſeines eigenen, und ſehr unglücklich iſt. Da ihm aber zu ſeinem Glück nichts fehlt als leidiges Geld, ſo bitte ich Euch, holt Euren Schatz hervor, wo Ihr ihn verſcharret habt, und gebt ihn dem armen Teufel. Euch iſt das Geld ſo nichts nütze, da Ihr ein frommer Mann ſeid und in freiwilliger Armuth lebet. Gebet ihm den Schatz und nehmt Gottes Segen dafür."

„Wie? ſagte der Eremit faſt betroffen, welchen Schatz?" — „Den Ihr hier im Walde gefunden." —

„Im Walde gefunden?“ —

„Ja, bei dem Graben der heiligen Kräuter: ſie müſſen ſehr lange Wurzeln haben, weil Ihr immer ſo tiefe Gruben macht. Laßt Euer Grabſcheit nicht liegen, ich hab es gefunden. Ihr ſeid ein Schatzgräber, daß weiß die ganze Welt.“

„Ich ein Schatzgräber? — Ich einen Schatz gefunden! — Ich Geld hergeben! — Ich tiefe Löcher graben!“ — rief der Eremit einmal über das andere.

„Die Sache iſt ſicher, her mit dem Kaſten, Geizhals, ſperre Dich nicht!“ —

Aber der Eremit blieb bei ſeinen Ausrufungen: „Ich einen Kaſten! Ich ein Schatzgräber! Ich einen Schatz gefunden! Ich tiefe Löcher graben! Ich Geld hergeben! wollt Ihr heilige Kräuter? wollt Ihr Roſenkränze? was wollt Ihr von mir armen Manne?!“ —

„Den Schatz! denn ich weiß gar wohl, Du biſt allein darum Eremit, um hier umher ungeſtört und wohlfeil Schätze zu graben; weil Du weißt, daß hier aus alten Kriegen manches verſcharrt liegt. Alſo her mit dem todten Gelde, es ſoll lebendig werden!“

Der Eremit aber faltete die Hände, warf ſich auf

ſeine Kniee, drückte die Augen feſt zu und murmelte ein Gebet vor ſich hin.

„Dein Gebet kommt nicht von Herzen, ſagte Checco. Auf! Gutes thun, iſt beſſer als ſchlecht beten. Komm, wenn Dir das Geld ſo feſt anklebt, wollen wir Dich ein wenig ſchütteln, vielleicht fällt einiges ab?"

Der Eremit blieb ſtumm.

„Auf das Leder mit ihm!" rief Checco, und flink ergriffen Checco's ſechs Begleiter den Eremiten, legten ihn auf die Prellhaut, trugen ihn auf einen freien Platz, ſahen gen Himmel, dann auf ihn und prellten und ſingen ihn ſo meiſterlich, daß er immer ſiebenmal länger in der Luft war als auf der Haut. Um beſſer im Takt zu bleiben, ſangen ſie ein beſondres Lied dazu, und jedesmal, wenn das Lied zu Ende war, hielten ſie inne und befragten den Gepeinigten: ob ihm nun bald der Ort einfiele, wo er den Schatz verſcharrt habe? — Aber der Eremit beharrte bei ſeinem Schweigen. Als ſie nun die Prellerei und das Lied wohl zehnmal wiederholt hatten, ſahen ſie wieder nach, und befragten den Geprellten wiederum wie vor; aber er blieb ſtumm, ja er blieb ſogar in unbquemer Stellung liegen, und regte

ſich nicht. Sein Athem ſchien ſtill zu ſtehen. Da erſchraken die flinken Geſellen und ſprachen zu einander: „Wir haben es zu arg gemacht, er iſt todt, und der Schatz verloren!“ — „Legt ihn auf den Raſen, ſprach Checco, gehn wir!“ — Sie thaten es. Als ſie im Gebüſch waren, ſagte Checco leiſe: „Nun bleibt ſtehen und habt Acht, der Schelm erhebt ſich noch!“ Lange ſtanden ſie und ſpähten, endlich wendete ſich das Haupt des Eremiten langſam herum. Er ſah rechts, . . . er ſah links, . . . vor ſich und hinter ſich, und, als er Niemanden erblickte, ſprang er munter auf, ſchüttelte ſich gleich einem Pudel, der aus dem Waſſer kommt, ſtemmte die Hände in beide Seiten und kicherte, wie Jemand der Einen angeführt hat, lachte, biß ſich vor Freuden in den Finger, rieb vergnügt die Hände und ging fröhlich nach ſeiner Hütte.

„Seht der Schelm hat uns gefoppt, und ſich nur todt geſtellt,“ ſagte Checco.

„Prellen wir ihn noch einmal!“ ſprach einer der Geſellen.

„Nein, ſagte Checco. Kommt, der Schelm muß anders gefaßt werden! Er hat einen Schatz, das iſt ſicher.

Man ſieht es an ſeinem Lachen, er kommt ſich klüger vor als wir ihm vorkommen; doch ich ſtehe euch dafür, er ſoll bald andrer Meinung werden!“

Hiemit verloren ſich die Räuber wieder in die Wildniß, und der Eremit freute ſich, daß er die Preller mit ſeiner Liſt um den Schatz geprellt, den er wirklich beſaß und ſo ernſthaft hütete, wie irgend ein Vogel Greif in der Fabel.

Des frommen Mannes Treiben war, unter uns geſagt, einigermaßen ſchändlich und ſtellte das Gegentheil der heiligen Abgeſchloſſenheit und Gottesverehrung wahrer und ehrwürdiger Anachoreten dar, die ihr Gemüth mehr und mehr reinigen von weltlicher Begier und Habſucht und ſich allein göttlichen Dingen zuwenden. Denn er ließ ſich, als Einſiedler, von armer Leute frommen Spendungen ernähren und grub unterdeß allein nach irdiſchen Schätzen, nicht um ſie zu gebrauchen oder zu vertheilen; ſondern um ſie, als ächter Geizhals, in ſeiner Nähe wieder zu verſcharren. Holzhauer hatten ihn beim Graben belauſcht, und ſo hatte ſich im Volk das Gerücht von ſeinem Schatze verbreitet, welches bei frommen Seelen keinen Eingang fand, bei

Checco jedoch um ſo mehr, da er ſeit einiger Zeit im Walde mehrere tiefe Gruben gefunden, und bei der einen ſogar des Eremiten Grabſcheit.

Nun laſſen wir den Eremiten und denken wieder an Giovanni. Dieſer ging, wie bereits erzählt worden, wieder das Gebürge hinab. Über eine Stunde war er gegangen .... als er ſich von allen Seiten beim Namen rufen hörte. Er vernahm zuerſt des guten Don Ciccio Stimme, dann die Stimmen von mehreren ſeiner Freunde. Die braven Leute hatten überall ängſtlich nach ihm gefragt und ſich im Walde vertheilt ihn aufzufinden, weil ſie, nach Pater Antonio's Rede, nichts geringeres glaubten, als Giovanni ſei ausgegangen, ſich das Leben zu nehmen.

„Da iſt er! da iſt er!" rief Don Ciccio laut aus, als er ihn ſah, und bald umringten den traurigen Jüngling alle ſeine liebſten Freunde, herzten ihn und küßten ihn und weinten an ſeinem Halſe. Von dieſer vielen Liebe und Theilnahme ward Giovanni herzlich gerührt. „Giovanni, Giovanni, was ſoll aus uns werden wenn Du nicht mehr bei uns biſt! riefen Alle, betrüb' uns nicht, wir wollen Dich tröſten, ſo gut wir es vermögen.

Alle jungen Leute zu Gragnano haben ſich vorgenommen, dem alten Strintillo ein Charivari zu bringen, und der garſtige Granco ſoll vor lauter Katzenmuſik nicht ſchlafen können, bis Beide vor Ärger den Verſtand verlieren. O! Du biſt nicht ſo allein, wie Du glaubſt, alle verſchmähten Freier helfen mit Spektakel machen.“ So betrübt Giovanni war, ſo mußte er doch über dieſe ſonderbaren Äußerungen von Liebe lachen und ſagte: „Herzlichen Dank meine Freunde für Euren guten Willen; aber laſſet das Gelärm, damit wird Strintillo's Sinn nicht geändert und Granco's auch nicht. Unverbeſſerlich eigenſinnig iſt einer wie der andere, nein, wenn keine andere Hülfe kommt, muß ich mich in Gottes Schickung ergeben! Verzweifelnd ging ich aus, aber ein wunderbarer Vorfall, von dem ich zu ſchweigen verſprochen habe, hat mich überzeugt, daß Gottes Hand ſichtbar über mir iſt, und daß ich noch leben ſoll.“

Unter ſolchen Geſprächen gingen ſie durch den Wald hinab, in dem unzählige Nachtigallen ſchlugen. Die herrliche Natur und die Liebe der Freunde tröſtete Giovanni, und ſein herber Schmerz ward ſanfte Wehmuth. Als er heimkam, zwangen ihn ſeine Freunde,

Speiſe und Trank zu nehmen, wogegen er einen Widerwillen gefaßt. „Trink ein Glas mehr, wie ſonſt, es wird Dir gut thun," ſagte Ciccio. „Guten Ausgang!" riefen ſeine Freunde und ſtießen mit ihm an. „Gott kann noch alles wenden!" ſagte Ciccio. — Faſt hoffe ich es," ſagte Giovanni und lachte, mit Thränen in den Augen. Seine Freunde blieben bei ihm, bis er vor Mattigkeit die Augen ſchloß: da legten ſie ihn auf ſein Bett, löſchten ſeine Lampe aus und verließen ihn.

Des andern Tages kamen ſie bei guter Zeit zu ihm, halfen ihm munter bei ſeinen Arbeiten und ſuchten ihn auf alle Art zu zerſtreuen. Don Ciccio und Pater Antonio kamen auch und ſprachen ihm treulich zu, gegen Abend bat er Alle ihn allein zu laſſen: er wolle beten gehen! — Als er ſich allein ſah, ging er nach einer einſamen Kapelle, die ſein ſeliger Vater erbaut hatte, und ſchmückte das Bild der heiligen Jungfrau mit friſchen Kränzen. In ähnlicher Weiſe vergingen drei Tage. Unterdeß war Granco emſiglich beſchäftigt, alle Vorbereitungen zu ſeinem Feſt zu bedenken; aber bei aller Emſigkeit brachte er wenig heraus: er war gewohnt ſparſam zu leben und wußte nicht, wie man

etwas reichlich einrichtet. Beſprach er ſich mit ſeinen Freunden, ſo ſchienen ihm alle ihre Vorſchläge zu hoch ins Geld zu gehn, ſie waren mitunter auch ſehr närriſch, ſo daß er endlich merkte, daß er von Allen gefoppt werde. Häuschen von Würſten gebaut mit Fußböden von Roſinen und Mandeln und getrockneten Feigen, große Waſſerfälle von Wein und Liqueur, das Auswerfen von Doppeldukaten unter das Landvolk, ein Feuerwerk eine halbe Meile breit, das Wegſchenken von 60 geputzten Eſeln, das Schlachten und Vertheilen von 500 Hämmeln, 1000 Pfund gebratenen Mückenlebern, 30 Eimern Hühnermilchſuppe, und ähnliche Vorſchläge wollten ihm durchaus nicht zu Sinne: dazu blieb jenes angedrohte Charivari, vor welchem ihn die daſigen Gerichte nicht zu ſchützen vermochten, nicht aus, und verfolgte ihn, wo er ging und ſtand; kurz, er rannte hin und her, ward zuletzt ganz verwirrt und toll, und ſagte: „Die Gragnaner verdienen meine Güte nicht, ich will meine Hochzeit ganz einfach und gediegen einrichten, der lumpige Giovanni wird doch nicht wagen mit zu halten!“ — So ſprach er und beruhigte ſich ſchon, als er plötzlich aus dieſen ſüßen und bequemen

Spargedanken durch ein Gerücht geweckt wurde, welches ſich ſchnell durch die Ortſchaft verbreitete. Ihm ward es von ſeinem albernen Diener Cetrullo hinterbracht, welcher ihm erzählte: ſeinem Nebenbuhler Giovanni ſei, in vergangener Nacht, bei der Kapelle ſeines Vaters ein Engel erſchienen, und habe ihm Hut, Rock, Kragen und alle Taſchen voll Gold geſchüttet, und der Glückliche rüſte ſich jetzt in allem Ernſte zu einem großen Feſte. — „Dummes Zeug!“ rief Granco, der dies nicht glauben wollte, einmal über das andre aus: „dummes Zeug! dummes Zeug!“ — Mit dieſem Geſchrei lief er ſchnurſtracks auf Giovanni's Behauſung zu, wo er deſſen Freunde in Menge verſammelt fand. Alle jubelten und liefen geſchäftig aus und ein; aber als Granco ſich nun genauer erkundigen wollte, empfingen ſie ihn mit einem ſo furchtbaren Charivari, daß er ſich ganz erboßt zurückzog und nun beſchloß, Giovanni'n und aller Welt zum Trotz, das Feſt ſo zuzurüſten, daß ſelbſt der Sultan nicht ſollte mithalten können!

Giovanni's Erlebniß war wirklich eigener Art, er ſchwur ſeinen Freunden hoch und theuer, daß ihm, als er an ſeines Vaters Kapelle gebetet, ein Weſen in

überirdiſchem Glanze erſchienen ſei, welches einen Regen von Gold über ihn ergoſſen und ihm mit himmliſch ſüßer Stimme zugeſprochen und geſagt habe: „Da nimm, Giovanni, gehe, rüſte alles reichlich und prächtig, am Abend des Feſtes will ich Dir wieder erſcheinen und noch mehr Segen über Dich ausſchütten. Gehe im Namen Gottes und der heiligen Jungfr[illegible]“ — Aus dieſer letzten Rede könnt' Ihr ſchließen, liebe Freunde, ſetzte Giovanni hinzu, daß es kein böſer Geiſt war, der mir erſchienen, nein ein Bote Gottes, und ich habe feſtes Vertrauen, daß er am Abend des Feſtes wiederkehrt!“ — Giovanni's Freunde ſchüttelten die Köpfe; doch Giovanni war kein Schwärmer und hatte ſich nie einer Lüge ſchuldig gemacht, auch lag das Gold ſichtlich vor ihren Augen, Alle waren überglücklich, vor Allen aber Angiolina: ſie that mit der Muhme vor Freude nichts als Weinen und Beten. — Aber das bedeutendſte Geſicht über dieſen Vorfall machte — der alte Strintillo. Die Erſcheinung des Engels paßte recht in ſeinen Kram. „Sieh, ſieh Strintillo, was daraus wird! ſprach er zu ſich ſelbſt: mein Traumweſen ſoll mir niemand mehr tadeln; denn, wie es ſcheint, ge-

ſchehen ihm zu Liebe Zeichen und Wunder, um alle Welt zu überzeugen, daß Strintillo's Glaube kein Narrenglaube ſei; nein, richtig und zutreffend nach allen Seiten und in allen Stücken!" Dabei freute ſich der eitle Mann noch, daß ſeiner Tochter zu Ehren nun ſo große Feſte zugerichtet würden, wodurch er hoffte, ſein Name werde überall auf lange berühmt werden, ohne daß er dabei ſonderlich viel Unkoſten hätte. Alle dieſe Gedanken machten ihn ſo närriſch vergnügt, daß er zu ſeiner Tochter ging und ſie ſtreichelte und küßte, wie er nie gethan, und bei jedem Kuſſe gab er ihr einen Schmeichelnamen, wie: „mein Zuckernüßchen, meine Taube, mein Wieſelchen, mein Hündchen, mein Kätzchen, mein Affe, mein Eſelchen, mein Lämmchen, mein Hühnchen, mein Kaninchen, gieb mir das Pfötchen, ſtreichle Dein Papachen, zupf' ihn am Näschen, kraue ihn ums Bärtchen! So, ſo, gieb ihm ein Schmätzchen, Du Zuckerbiene, laß Dich anbeißen, Du Marzipan, Du Artiſchocke! Geh', Du Senfgurke, Du machſt Deinem Vater Kummer und Sorge, und doch liegſt Du ihm näher am Herzen, als das Hemde auf ſeinem Leibe! Du Meerkrebs Du, warte ich will Dich folgen lehren,

ſei Deinem Vater gut, komm', blaſe ihm aufs Äugelchen, ſo! aufs andere auch! O! mein Goldfiſchchen, Deine Wängelchen ſind wie die Äpfelchen! Ja, ja, die jungen Burſchen müſſen wie die Narren werden, wenn ſie Dich ſehen, warte nur, Du wirſt zwei Hochzeitsfeſte auf einmal erleben, ſo was haſt Du mir zu danken, denn wo bliebe das Alles, wenn Dein Vater nicht gut zu träumen verſtände. Danke Gott täglich auf Knien, daß Dein Vater im Schlafe beſſer ſieht, wie jeder andere im Wachen. Das Tarantelchen! will ſie wohl das Mündchen halten und nicht immer drein reden, wenn der Vater Weisheit ſpricht!" So und noch viel närriſcher geberdete ſich Don Strintillo vor Freuden, daß ſich zu ſeinen Träumen ſo ſonderbare Dinge geſellten, und die Muhme mußte ihn mit Gewalt von der Tochter reißen, er hätte ſie umgebracht!

Doch eilen wir wieder zu Giovanni. Dieſer hatte nun alle ſeine vorige Lebhaftigkeit wieder gewonnen. Im Schatten einer traulichen Reblaube, um eine runde Tafel, bei ſüßen Feigen und blinkendem Weine, ſaß er mit ſeinen Freunden und berieth ſich über das, was nun geſchehen ſollte. Kam die Summe des über ihn

ausgeſchütteten Goldes auch lange nicht dem Vermögen Granco's gleich, ſo vertraute er doch feſt auf des Engels Wiedererſcheinen, und das Empfangene war immer mehr als hinreichend zu Ausrüſtung eines überprächtigen Feſtes. „Spare diesmal nichts!“ hatte der Engel zu ihm geſagt.

„Nun, ſo muß das Feſt etwas ganz Beſonderes werden!“ meinte Don Ciccio. — „Ja wohl!“ ſchrien Alle. — „Gewiß, ſagte Giovanni, und ich denke ſchon lange darüber nach. Still, ſtill, nun hab' ich es!“ fuhr er auf einmal auf.

„Nun, was denn, was denn?“ riefen die Freunde.

„Ich will . . . . doch nein, ... beſſer iſt es, Ihr erfahrt es ſpäter. Ihr würdet glauben, daß es nicht möglich ſei, und mich nur abreden wollen. Morgen ſollt Ihr Alles erfahren! Doch Euch, Don Ciccio, bitte ich mit tauſend Küſſen: kommt mit mir nach Neapel, dort wollen wir einen Freund holen, deſſen ich zu meinem Vorhaben bedarf, wie meiner Augen zum Sehen!“ — „Aber ſagt mir nur, was Ihr wollt?“ — „In Neapel erfahrt Ihr Alles! Kommt nur, Don Ciccio, verlieren wir keine Zeit!“

Schnell waren zwei gesattelte Maulthiere herbeigeschaft, und die beiden Freunde nahmen Abschied: „Morgen kommen wir wieder, dann erfahrt Ihr Alles!“ — Hiemit ließen sie die Andern verwundert stehen, und trabten den lustigen Weg nach Castellmare hinunter, wo sie einen zweirädrigen Wagen mit zwei Pferden nahmen, oder, besser gesagt, einen geschnellten Pfeil, auf dem sie längs des Ufers am schönen Golf hinflogen; denn die Pferde liefen, als hätten sie Feuer gefressen! Unterweges fragte Ciccio Giovanni zu wiederholten Malen: wen er aus Neapel holen wolle?

„Das werdet Ihr sehen, lieber, lieber Don Ciccio! war Giovanni's einzige Antwort: laß mich, ich bin glückselig, glückselig!“ und damit fiel der Jüngling dem braven Notar um den Hals, küßte ihn und drückte ihn unaufhörlich so heftig, bis dieser ihm endlich seinen Mantel hinhielt und sagte: „hier, wenn Du durchaus so heftig drücken und küssen mußt, nimm meinen Mantel in die Arme, quetsche ihn und balge ihn nach Herzenslust, der hält es aus, aber mit einer lebendigen Seele habe Geduld und lasse sie leben! Wenn Einer sich freut, muß denn der Andere dabei zu Grunde gehen?“ Alle

dieſe Reden aber halfen nichts, und Don Ciccio hatte noch viele Qual auszuſtehen. Lachend wandte ſich der Kutſcher und rief: „Der junge Herr iſt verliebt, das merkt man, nun, Gottes Segen!“ — „Ich danke, rief Giovanni: da, Pepo, nimm das Goldſtück, laß die Pferde fliegen wie die Schwalben, dann mögen ſie hundert Jahre ruhen!“ — „Keine Sorge! rief Pepo zurück: meine Thiere freſſen den Weg, ſie laufen die Wände hinan, über Land und Waſſer! Wollt Ihr über das Meer fahren? Ihr ſollt nicht naß werden!“ — Hiebei lenkte der feurige Knabe nach der Brandung hin . . . . „Mach keine Poſſen!“ rief Ciccio ihn haltend, und, ſchnell wieder zurücklenkend, fuhr Pepo die Straße lachend dahin und ließ den Staub weit hinter dem Wagen. Kaum gönnte ſich Giovanni unterwegs einige Erquickung, und es war zur Zeit des Mittagſchlafes, als ſie in Neapel einrollten. Vor einem halb verfallnen Pallaſt ließ Giovanni Halt machen.

„Kommt, kommt!“ rief Giovanni zu Ciccio, und eilte vor ihm eine alte Treppe ſo raſch hinan, daß Ciccio rief: „Du wilde Ziege! kannſt Du nicht warten bis ich nachkomme?“

Als Ciccio oben ankam, fand er den Jüngling ungeduldig an eine Thür pochend, zu welcher der dicke Mann kaum hindurch konnte, vor lauter gemalten Wolken und Thronen und Altären und Triumphwagen und Geſpenſtern und Teufelsſchlangen und Theaterdrachen, die ſie von allen Seiten zu verſchlingen drohten. Er machte ſich eben von dem Takelwerk eines römiſchen Schiffes los, als ein junger freundlicher Mann mit dem Kopf aus der Thür ſah: „Giovanni!“ — „Sacchetti!“ und die Jünglinge lagen ſich in den Armen.

„Herzensfreund, beſuchſt Du mich einmal? Sei willkommen! Womit kann ich dienen?“

„Lieber Sacchetti, ich komme hier mit meinem Freunde, dem Herrn Notar Ciccio Camarano, rette mir das Leben; Du kannſt es!“

„Wie, das Leben? Will Dich Jemand umbringen? Mit dieſer Herkuleskeule ſteh ich Dir bei, wer bringt Dich um?“ rief Sacchetti und ergriff eine papierne Keule.

„Die Liebe, hilf mir Du!“ —

„Von Herzen gern, wenn ich kann!“ rief Sacchetti und führte die Freunde in eine Malerwerkſtatt, worin es noch wunderlicher ausſah, als vor der Thür. Alles

ſtand voll von Räderwerk und Teufelsſpuk und Feerei Überall ſtolperte man über Stricke, Kloben und Winden, Farbentöpfe, Pinſel und gerollte Leinewanden. . . . . „Hier iſt wenig Platz, rief Sacchetti: Ihr müßt Geduld haben, kommt hier hinan!“ Damit führte er ſie einige Stufen hinauf, und ſie nahmen auf Wolken vor einer vergoldeten Sonne Platz. „So, ſetzen wir uns hier! In dieſem Himmel, vor dieſer hellen Sonne, wird uns Alles klar werden!“ lachend ſetzten ſich die Freunde, und Giovanni erzählte in Eile die Geſchichte ſeiner Liebe und ſchloß mit folgender Bitte: „Nun, mein lieber Sacchetti, ſieh', auf Dich hab' ich, nächſt dem Himmel, am meiſten gerechnet. Auf dieſer Erde giebt es ja nicht Fiſch nicht Vogel, nicht Thier nicht Kraut, nicht Baum nicht Strauch, das Du nicht darſtellen könnteſt mit Deiner großen Kunſt, als wenn es wirklich wäre. Komm und hilf mir in meinem Weinberge ein Feſt anrichten, [illegible] den Sinn des harten Mannes bezwingt.“ — „Von Herzen gern, ſagte Sacchetti: ſage nur wie?“ — Hierauf theilte im Giovanni einen Plan mit, welchen der Erzähler noch verſchweigen muß: aber zu dem Sacchetti rief: Vortrefflich, vortrefflich!“ — „Doch Alles

wird nichts ohne Dich, ſagte Giovanni: hilf mir, lieber, lieber Sacchetti, Du kannſt es und thuſt es!"

„Ich thu' es und will ſehen, ob ich es kann, ſagte Sacchetti: wir haben aber kaum drei Tage Zeit; und ich zweifle faſt, ob ich Alles zu Stande bringe? . . . Doch ja, es geht! . . . . . Für das Glück eines ſolchen lieben Freundes arbeit' ich auch die Nacht. Der alte Strintillo ſoll Wunder ſehen!"

„Engel Gottes!" rief Giovanni und weinte an Sacchetti's Halſe.

„Nun drücke ihn nicht auch todt!" ſagte Ciccio, und machte den Maler frei, der fortfuhr und ſagte: „Jetzt Freund Giovanni, fahr Du mit Deinem Freunde ruhig wieder heim. Beſorge Du nur Haken, Spaten und eine Menge alter Weintonnen! Halte Alles geheim, morgen Abend im Dunkeln komme ich mit Gehülfen und Farben und Pappen, mit Töpfen, Tiegeln, Zangen, Hammern, Nägeln und Pinſeln und mit Hölle und Teufel hinaus, und richte Dir Alles ſo ein, daß die Gragnaner ewig von mir erzählen ſollen!"

„Hier haſt Du eine Hand voll Gold zum Einkauf, lieber Sacchetti!"

„So, das thut Noth, ſagte der Maler: denn meine Schulden will Niemand für baar Geld annehmen."

„Haſt Du Schulden?" fragte theilnehmend Giovanni.

„Nein, eigentlich doch nicht; aber immer leere Taſchen, das Geld liebt mich nicht!"

„Nun, ſpare jetzt auch nichts, daß Alles recht prächtig wird! ſagte Giovanni im Gehen: ich verlaſſe mich auf Dich! Leb' wohl!"

„Auf Wiederſehen! Leb' wohl bis morgen!" ſagte Sacchetti, und geleitete die Freunde hinab, zur Thür hinaus, durch Drachen und Schlangen, hinunter bis vor die Hausthür, wo er ſie freundlich entließ.

Als Giovanni noch einigen Schmuck für ſeine Angiolina gekauft hatte, nahmen ſie friſche Pferde, und eilten nach Gragnano ſo ſchnell wieder zurück, als ſie gekommen waren.

Obwohl es darüber faſt Mitternacht geworden war, eilte Giovanni doch unter das Fenſter ſeiner Geliebten und weckte ſie mit ſüßem Geſange, erzählte ihr ſein Vorhaben und wie weit es damit gediehen, und rief einmal über das andere: „Sacchetti iſt durch ſeine Kunſt

ein Zauberer, größer als Bajalordo oder Virgilio, und mein Herzensfreund, verlasse Dich auf ihn, wir werden siegen!" Die Liebenden warfen sich Küsse zu und gingen zur Ruhe. Lange konnte Giovanni nicht einschlafen; doch als er erwachte, war die Sonne schon hoch am Himmel, und seine Freunde umstanden sein Bett mit neugierigen Fragen. Giovanni sprang auf und kleidete sich an: „Alles sollt Ihr erfahren, lieben Freunde, habt mich lieb und wartet nur bis auf den Abend, hier ist Geld, thut mir den Gefallen, und kauft, ein Jeder so heimlich als möglich, recht viel alte Weintonnen zusammen, die wir dann bei Nacht in meinen Weinberg schaffen wollen; weder Don Granco noch irgend Jemand darf merken, was hier vorgeht!" — „Ja, lieber Giovanni, Alles soll geschehen, was Du willst!" riefen die Freunde und zerstreuten sich, die Einkäufe zu machen. — „Lieber Don Ciccio, sagte Giovanni zu dem Kommenden: herzlich bitte ich Euch, seid in diesen Tagen mein Beistand, besonders was Fisch und Fleisch betrifft. Ihr seid ein Kenner und wißt was gut ist: macht meine Einkäuft, mir schwindelt der Kopf, ich möchte mich leicht betrügen lassen." Sie setzten sich hin

und rechneten aus, was ſie nöthig hätten, Ciccio erhielt das Geld, ging aus, und that ſich überall nach allem Beſten um. Beim fröhlichen Mittagmahle kamen die Freunde wieder zuſammen, alle Beſorgungen gingen raſch und aufs Beſte, weil überall herzliche Teilnahme handelte. Über ſolchen Dingen kam der Abend heran, es wurden Wachen ausgeſtellt und im Schleier der Nacht Weinfaß nach Weinfaß über die Gartenmauer hereingekugelt. Man ging um ſo behutſamer damit um, weil der Garten an den Don Granco's anſtieß, welche am wenigſten davon erfahren ſollte.

Unterdeſſen kam auch der brave Sacchetti auf Nebenwegen an, jubelnd empfing ihn Giovanni, und in einem großen Schuppen ward abgeladen und ausgepackt.

„Du haſt doch für Alles geſorgt!" ſagte Giovanni, indem er die Sachen überflog und ihn küßte. — „Hier ſind eine Menge Röhren, die wir noch wohl brauchen werden, hier Stricke, da Farbentöpfe, hier Pinſel, Nägel, Schrauben, Zangen, Hammer, hier Gelenke und Rollen mit Zugſchnüren u. ſ. w., kurz, es fehlt an Nichts! Nun aber laß mich das Terrain betrachten!" — „Jetzt bei Nacht?" — „Ja freilich, meine Vorſtellung iſt für

den Abend berechnet!" So gingen ſie, mit ein paar Fackeln, in die geräumige Kluft, worin die Fäſſer lagen. „Das Terrain iſt herrlich, und ſchon ſind faſt zu viel Fäſſer. da! Glaubt mir, Alles wird ſich machen! Don Strintillo muß hierher erſt von Granco's Feſte kommen und ein kleines Hiebchen haben, dann wird Alles gehen, wie es ſoll! Nun zu Bett, morgen iſt wieder ein Tag, ich bin matt und müde und muß etwas ruhen. Ich zieh' die Kleider nicht aus, denn morgen muß es früh wieder losgehn." — „Legt Euch nicht zu Giovanni, ſagte Ciccio: ſonſt erwürgt er Euch die Nacht vor Freude." — „Er hat ſein Zimmer beſonders, ſagte Giovanni: ſonſt würde ich nicht aufhören, mit ihm zu plaudern!" Alle gingen fröhlich auseinander, fanden ſich am andern Morgen zeitig wieder ein und arbeiteten nun Tag und Nacht mit Sacchetti's Leuten und unter ſeiner Leitung ſo emſig, als gelte es einen geſchwollenen Strom abzuwehren oder ein Feuer zu löſchen. Das ſchönſte Wetter begünſtigte ſie, und ſie waren fertig, ehe ſie ſich deſſen verſahen, ſchon vor dem beſtimmten Tage, und konnten nun Alle gemächlich ruhen und ſich am Tage ſelbſt ganz ihren Launen überlaſſen. — Don Ciccio hatte

ſeine Einkäufe vortrefflich ausgeführt, gute Köche gedungen, und Alles war bereit, um gemächlich bei der Hand zu ſein.

In denſelben Tagen ging es bei Don Granco eben ſo emſig, aber nicht ganz ſo fröhlich her: denn da wußte ſich Niemand ordentlich Rath in irgend einer Sache. Zwar hatte der Mann das Knauſern mit Geld aufgegeben, ſein Kopf aber knauſerte fort mit Gedanken. Zuletzt gedachte er nur daran, wie es zu machen wäre, daß es ſchiene, als wenn recht viel dabei aufginge. Er ſchickte weit umher nach berühmten Freſſern und Säufern, auf deren Kunſt man Wetten machen ſollte, und ließ viel falſches Blattgold holen, um damit Alles zu vergolden; weil er, kindiſcher Weiſe, in dieſes Gefunkel alle Schönheit ſetzte. Immer war ihm bange, daß Giovanni ihn übertreffen könne! und er ſchickte aus Neugier bald dieſen, bald jenen Boten, um Giovanni Etwas abzuſehen. Aber die Boten kamen nur mit Lügen wieder, da ſie von ausgeſtellten Wachen abgehalten wurden und jene Kluft ſo glücklich mitten in Giovanni's Garten lag, daß man von anderwärts her nicht hineinſehen konnte. Granco wollte vor Neugier ſterben; denn

er ſelbſt getraute ſich wegen der Charivaris nicht wieder hin. Aber als nun der Nachmittag erſchien, an welchem das Feſt ſtattfinden ſollte, und Alles ſchön vergoldet war, bildete ſich Don Granco dennoch ein, bei ihm ſei Alles unübertrefflich! machte ſich auf, geputzt wie ein Oſterei, holte Don Strintillo und den Richter des Orts ab und ſprach, indem er Beide mit ſtolzem Behagen bei ſeinen zahlreichen Gäſten, die mehrentheils von fern gekommen, einführte: „Hier, meine Herren, iſt der ehrenwerthe Richter von Gragnano, Herr Don Orzo, und hier mein künftiger Schwiegervater, und hier, zu Strintillo gewendet, iſt meine Hochzeit!“ — „Halt! halt! Herr Granco, meinte Strintillo, bis jetzt ſagt nur Euer Feſt und Herr Strintillo; ob Ihr Hochzeit und Schwiegervater ſagen dürft, das wird ſich nachher zeigen! Jetzt ſehen wir uns um, wie es bei Euch ausſieht? Herr Don Orzo der Richter wird mir beiſtehen, um Alles wohl zu betrachten!“ — „Von Herzen gern, meinte Don Orzo, und beide gingen, ihre Stockknöpfe bedeutſam an die Unterlippen haltend, umher, zu ſehen, was es daſelbſt Alles gebe? Was ihnen zuerſt auffiel waren zwei ungeheuer lange Tafeln, die unter der Laſt

von Speiſen faſt zuſammenbrachen; aber faſt kein Gericht war da, welches nicht wenigſtens am Rand oder in der Mitte vergoldet geweſen wäre! ja etwas, worauf ſich Granco am meiſten einbildete, war eine vergoldete Laube mit einer Bank. Auf letztere mußten ſich die beiden Herren ſetzen. Die Laube ſelbſt glich mehr einem Käfig, ſo klein hatte ſie Granco machen laſſen, um ſie, ohne zu große Unkoſten, über und über vergolden laſſen zu können; hie und da hatte ſie ſein Diener mit ebenfalls ganz vergoldeten Würſten und langen Käſen und Kürbiſſen ſo behangen, daß ſie ziemlich unbequem war, und Strintillo rief: „Hier iſt ja ein völliger Weihnachtsmarkt!“ — Wer kauft Wurſt, wer kauft Käſe,“ rief ſcherzend der Richter. — „Nun, meine Herren, werdet Ihr etwas ſehen, was Ihr Euer Lebtag nicht geſehen habt!“ ſagte Granco und lud auch die übrigen Gäſte ein, ſich dort umher auf Bänken und Stühlen niederzulaſſen. Sein Knecht Cetrullo ging mit vergoldeten Flaſchen umher und ſchenkte ein, ſo viel man wollte: als zwei mit Blumen ausgeſchmückte Fäſſer in die Mitte getragen wurden, an welchen das Gold ebenfalls nicht geſpart war! Hierauf wurden zwei

Tiſche gebracht, auf derem jedem ein ganzer gebratener Hammel lag; zu jeder Tonne trat ſchön geputzt ein berühmter Trinker, zu jedem Tiſch, ebenfalls ſchön geputzt, ein berühmter Eſſer, Alle weither berufen zu dieſem Feſte. Die Gäſte wurden eingeladen, auf Dieſen oder Jenen zu wetten und ſich an ihren Bemühungen zu vergnügen! So lächerlich dieſe Art der Unterhaltung den Gäſten anfänglich erſchien, ſo langweilig wurde ſie ihnen in kurzer Zeit, und Don Strintillo und der Richter ſtiegen aus ihrem Käfig heraus, wobei Ihnen die goldenen Würſte um die Ohren ſchlugen, und zogen es vor umherzugehen und zu ſehen, was es noch weiter gebe; aber — mit Verwunderung bemerkten ſie, daß Granco's Phantaſie eben nur bis ſo weit gereicht hatte! — „Nicht wahr, ſagte er zu ihnen tretend: die Leute eſſen recht manierlich, man bekommt ſelbſt Appetit! Da! koſtet von dieſem Huhn! Hier iſt ein Gläschen Wein: wollt Ihr Liqueur? hier iſt welcher von Bari. Den Käſe müßt Ihr verſuchen, blaſ't das Gold herunter, es könnte Euch ſchaden! Hier iſt wieder ein Weinchen, das ſeines Gleichen ſucht! Da iſt Wildſchwein; hier ſtehen Puten; ſeht, wie Alles funkelt!

Junge Lämmer mit Zwiebel ſcheinen mir auch nicht übel!- Nun, Don Strintillo, wie ſeid Ihr zufrieden mit meinem Feſt?“

„Ich ſage gar nichts,“ ſagte Strintillo und trank vergnügt ein Glas Wein von einer Sorte, die er überaus liebte.

„Wie ſchmeckt Euch der Wein?“

„Vortrefflich!“

„Nun, das iſt mir lieb, ſo will ich Euch eine Tonne voll einſchenken!“ —

Damit ergriff er ein ungeheures Glas, welches die Form einer Tonne hatte, und reichte es Don Strintillo, welcher ſich damit behaglich in ein Winkelchen ſetzte und es ſich ſchmecken ließ; der Richter empfing ein Gleiches und ſetzte ſich zu ihm. Granco trug ihnen mit emſiger Haſt Zwiebäckchen und allerlei Süßigkeiten zu, war ſo vergnügt wie ein Maikätzchen, ſprang hin und her und flüſterte bald dieſem bald jenem Gaſt ins Ohr: „Glaubt mir, die Braut iſt mein: ſeht mein Schwiegervaterchen, wie es daſitzt und ſich gütlich thut!“ Dann rief er wieder laut: „Meine Herren und Frauen, die berühmten Eſſer und Trinker hier und Don Strintillo

gehen Euch mit gutem Beiſpiel voran, eßt und trinkt, hier iſt Alles vollauf! Schäme ſich Niemand! hier muß es drunter und drüber gehen! — Muſikanten, ſpielt auf!“ —

Da ſetzten ſich zween Dudelſackpfeifer und ein Knabe mit einer Violine in Bewegung, und machten eine Muſik wie das Meer, wenn es raſ't! Mancher Gaſt hielt ſich die Ohren zu; aber Granco rief lachend: „Ja! nicht wahr, die Kerls ſpielen ſtark? Dafür haben ſie heut aber auch ſatt gegeſſen und getrunken!“ —

In dieſer Art war das Feſt Granco's beſtellt, welches ſelbſt dem guten Don Strintillo langweilig vorgekommen wäre, wenn ihn nicht das Glas in Geſtalt eines Tönnchens und die angenehme Geſellſchaft Don Orzo's getröſtet hätte. So ward er mehr und mehr zufrieden und ſagte zuletzt zu Allem: „ja, ja!“, ſo daß ſich Granco vor Freude gar nicht mehr zu laſſen wußte.

Darüber ward es dunkel: ein Eſſer war ſchon mit ſeinem Hammel, ein Trinker ſchon mit ſeiner Tonne fertig. Wetten waren gewonnen und verloren. Da wußte Don Granco weiter nichts mehr als: „Setzen wir uns nun an die Tafel, meine werthen Herren und

Frauen, Alles iſt bereit.“ Auch diesmal hätte Don Strintillo wieder „ja, ja!“ geſagt; aber der Richter erinnerte ihn, daß er, wenn er gerecht ſein wolle, das andere Feſt ebenfalls in Augenſchein nehmen müſſe. „Ja, ja!“ ſagte Don Strintillo. — „Da gehe ich mit, ſagte Granco, ich bin ſelbſt neugierig, was Giovanni angerichtet hat?“ — So gingen ſie aus dem Garten nach Giovanni's Hofe. Giovanni kam ihnen entgegen und lud Orzo und Strintillo freundlich ein, willigte jedoch in Granco's Gegenwart nur unter der Bedingung, daß er ſchwiege, ja es ward der Trumpf darauf geſetzt, daß er, wenn er den mindeſten Laut von ſich gäbe, die Braut verloren haben ſolle. Don Granco war dies zufrieden und gelobte in die Hand des Richters, zu ſchweigen, mit Worten wie mit Zeichen. — Giovanni bat auch den Richter, anfangs kein Wort zu Strintillo zu reden, ſondern ihm ſtumm zu folgen; denn ſo verlange es die Haupteinrichtung ſeines Feſtes, bis ſie zu den eigentlichen Gäſten kämen. „Sonderbar!“ ſagte der Richter, „ſonderbar!“ Strintillo, und „hm, hm!“ Don Granco. Da winkte ihm der Richter, daß er ſchwiege. Hierauf ging Strintillo mit Giovanni voran,

hinter ihnen der Richter mit Granco. So kamen ſie in den Garten, wo ſie am Eingang jener Kluft eine Thür fanden, mit der flammenden Inſchrift darüber; Thor von Strintillo's Traume. — „Thor von Strintillo's Traume? was bedeutet das?" fragte Strintillo. — „Geht hindurch und ſehet ſelbſt zu, Herr Strintillo, ſagte Giovanni: folgt ihm, meine Herren und ſprecht kein Wort zu ihm."

Hiermit verließ Giovanni die Herren, welche Strintillo'n lange Zeit durch einen dunkeln Gang nachtappten, während ſich das laute Schreien einer Gans vernehmen ließ. Strintillo ſprach beſtändig mit ſich: „Still, ich höre die Gans aus meinem Traume! . . . Strintillo's Traum? was ſoll das bedeuten? — O, o, o! nun wird es heller! Was iſt das hier? . . . . Hier iſt ja meine Weinlaube mit den großen Trauben! O! wie viel ihrer ſind, wie ſie wachſen, wie ſie groß werden! und da kommt Don Ciccio, richtig es iſt mein Traum, wie er leibt und lebt!" — „Ja und hier bin ich, ſagte Ciccio, um Euch wieder zum Bräutigam zu führen, ſeht, wie die Trauben wachſen! Machen wir, daß wir weiter gehen; ſie kommen von allen Seiten, wir können ſonſt

nicht mehr hindurch!" — Strintillo blieb immer erſtaunt ſtehen: „Nein, das iſt ganz mein Traum, mein Traum!" — Auch Granco und ſelbſt der Richter wurden von den ſonderbaren Dingen ſehr in Verwunderung geſetzt, und begriffen nicht, wie Alles zuging. Granco aber fing an, für ſein Glück bange zu werden. — „Was ſind das für Bretter hier am Boden?" — fragte Strintillo Ciccio'n. — „Mit dieſen Brettern ſind heute die Goldſtücke, in die Ihr neulich verſunken ſeid, bedeckt worden, damit man beſſer gehn könne; da ſeht, hier leuchten welche durch die Ritzen. Ich will Euch ein paar aufheben." — Damit ſcharrte er einige Goldſtücke aus den Ritzen und gab ſie Strintillo, der ſie verwundert betrachtete. „Wahrhaftig, pure Goldſtücke! Mein Traum, mein Traum!" — Nun hätte Granco vor Wuth Alles zerreißen mögen; aber er fürchtete nur einen Finger zu bewegen; weil er die Braut dann ganz verloren glaubte. So traten ſie in einen Keller, der ganz voll Weinfäſſer war: Ciccio zapfte eines an und gab den Herren zu koſten; man bot auch Granco an, aber ſo gern er getrunken hätte, er ſtand wie eine ſteinerne Säule, und gab kein Zeichen von ſich; weil er ſich

beſtändig irgend einer Falſchheit vermuthend war. Strintillo fand den Wein vortrefflich. Nun gingen ſie eine lange Weile zwiſchen lauter Fäſſern, welche nach Sacchetti's Angabe ſo künſtlich geſtellt waren, daß ſie ein Labyrinth bildeten, welches Ciccio mit einer ſchwachen Kerze immer anders und anders anleuchtete, ſo daß Alle, ſelbſt der Richter, getäuſcht wurden, um ſo mehr, weil Sacchetti unbemerkt nachſchlich und in Eil immer mit Kreide das Datum an den Fäſſern veränderte. Als Granco nun kein Ende und immer anderes Datum ſah, ging es ihm über den Spaß, und er dachte bei ſich: hier hat der Teufel ſein Spiel; ſolch einen langen Keller hab' ich mein Lebtag nicht geſehen! — Wie aber ward ihm zu Muthe, als ſie auf den freien Platz kamen, und hinter einem Zaun von Dornen die luſtigen Gäſte um die Käſetiſche, die Springbrunnen von Wein, den Bratofen mit Ochſen, die Teiche mit gebackenen Fiſchen, den Hof mit dem gebratenen Geflügel, die Macaronibäume und Alles ſahen, wie Strintillo es geträumt hatte. Ciccio reichte den Herren zum Beweis von allem Einzelnen zu koſten, da hätte Granco innerlich berſten mögen vor Ärger; aber noch hielt er ſich tapfer. End-

lich kamen ſie um eine Ecke, als ihnen eine helle Sonne im Brillantfeuer entgegen leuchtete, und Giovanni, Angiolinen an der Hand, Strintillo entgegentrat und um ſeinen Segen bat. Hinter ihnen die Muhme und eine Anzahl Gäſte. Strintillo war vor Staunen außer ſich; „Mein Traum, mein Traum!“ rief er einmal über das andere, und wollte eben die Hand Giovanni's in die ſeiner Tochter legen, da konnte ſich Granco nicht mehr halten und ſchrie: „Don Strintillo, Don Strintillo! haltet ein! Hier geht es mit dem Teufel zu! — Gebt Giovanni Euer Kind nicht, ſonſt nimmt er ſie mit in die ewigen Flammen!“

Da ward Strintilla einen Augenblick ſtutzig und ließ die Hände wieder ſinken, ſah in die Höhe und ſchien ſehr ernſthaft nachzudenken. „Aber was iſt das da oben?“ rief er auf einmal erſtaunt aus. — Alle folgten ſeinem Blick und erſtaunten wie er, denn von wunderbarem Licht umſtrahlt, ſchien eine weiße Geſtalt über einem Felſen gleichſam emporzuſchweben. Alles war totenſtill und die Geſtalt rief: „Giovanni, empfange dieſen Schatz mit dem Segen des Himmels! — Die Geſtalt verſchwand, und man ſah auf dem Felſen

etwas Glänzendes ſchimmern. Giovanni eilte hinauf und brachte nicht ohne Mühe einen Kaſten herab, welcher koſtbar gearbeitet und im Verhältniß zu ſeiner Größe über alle Maaßen ſchwer war. — „Seht ſelbſt, ſagte Giovanni: ob ich neulich gelogen?“ und Alles drängte ſich um den Kaſten: er ward auf einen Tiſch gehoben und dem Richter übergeben, ihn zu öffnen.

„Das geht alles mit dem Teufel zu!“ ſagte Granco. — „Verſündige Dich nicht, ſagte Strintillo: Wie könnte der Teufel den Segen des Himmels geben? Schweige und laß uns ſehen, was in dem Kaſten iſt?“ — Derſelbe war nicht ſo leicht zu öffnen, weil das Schlüſſelloch künſtlich verborgen war, und der Richter hielt eben nachdenklich die Hand an den Mund, als ſich durch das fröhliche Gedränge ein Mann in rauhen Kleidern hindurcharbeitete. Es war — jener von Checco geprellte Waldbruder.

„Herr Don Orzo, begann er athemlos: ich habe Euch wichtige Dinge zu ſagen, die nicht aufgeſchoben werden können, hört mich armen Mann und dann richtet!“ —

Alles war mäuschenſtill.

„Rede", ſprach Don Orzo.

„Dieſen Morgen, fuhr der Eremit fort: dieſen Morgen erfuhr ich von einem Pilger, der zu mir kam, daß hier in Gragnano ein Engel mit einem Goldregen erſchienen ſei und dieſen Abend wiedererſcheinen wolle." —

„Ja, eben war er da!" riefen Alle.

„Das habe ich eben gehört, ſagte der Eremit: und ich komme nun über den Engel zu berichten!"

„Aha! rief Don Granco, nun werden wir etwas hören!"

„Still!" rief der Richter.

„Auch ich habe Engelserſcheinungen gehabt, ſprach der Eremit: obwohl ſie mich nicht ſo glücklich machten als den Bräutigam hier!" —

„Nun erzählt, erzählt!" riefen Alle. —

„Fünf Nächte ſind vergangen, ſeit ich einſam in meiner friedlichen Hütte ſchlief; da ward ich plötzlich von einer traurigen Muſik erweckt, die Thüre that ſich wie von ſelbſt auf, ein Licht verbreitete ſich in meiner Zelle, und, brennende Kerzen in der Hand, traten drei Jünglinge herein, die mir Engel ſchienen, weil ſie Flügel hatten!" — Hier ſchwieg der Eremit und weinte.

„Nun, und was thaten die Engel?“

„Sie ſtellten ſich um mich her und ſangen ein Lied, und war ich erſt erſchrocken, ſo war ich es jetzt noch mehr; denn ſie ſangen: als ob mein Ende nahe wäre und ich das Irdiſche verlaſſen müſſe! Da rieſelte es mir eiskalt durch alle Glieder, und ich tappte an mir herum, ob ich noch im Leibe wäre? — Vielleicht hätte ich mich noch wiederum gefaßt; aber nun erſchien an der Thür ein rauher ſchwarzer Dämon, mit gräßlichen feurigen Augen und rief: „Biſt Du reif, alter Geizhals?“ Damit reckte er die Krallen nach mir aus und wollte mich faſſen; aber die Engel wehreten ihm und fragten ihn: „Was willſt Du, Drache?“ — „Des Schatzgräbers Seele will ich!“ brüllte der Rauhe. Aber der eine Engel hatte ein Rauchfaß und ſchwang es vor ihn und ſprach: „Der Schatz, den er gefunden, iſt ein heiliger Schatz und rettet ſeine Seele. Hebe Dich weg, Satanas!“ — Aber Satanas wollte nicht weichen, und zählte alle meine Sünden her und forderte meine Seele. Da hatte der andere Engel ein blitzendes Schwert und trieb ihn damit hinweg, daß ich ihn nicht mehr ſah: aber der dritte ſprach zu mir:

„Sei getroſt, Deiner Sünden ſind viel, aber ſie ſind Dir vergeben um des Schatzes willen, der ein heiliger Schatz iſt; zeuch ihn hervor und folge uns damit ins Paradies, ſo wird Satan Dich nimmer erlangen!“ — Da ward ich etwas getroſter, doch zitterte ich noch immer und nahm weinend einen Hebel und hub den Stein empor, der die Schätze barg, die ich unlängſt gefunden, einen neben dem andern. Als ich ſie mit großer Mühe vorgezogen, ſagte der Engel mit dem Rauchfaſſe, indem er es über mich ſchwang: „Wohl Dir, daß Du gehorchſt! Aber wirf Dich nieder auf Dein Angeſicht und bete. Stirb ab der niedern Welt, ſo iſt der Himmel Dein! —

„Ich that es, und der dritte Engel warf ein ſchwarzes Tuch über mich, unter dem lag ich wie eine Nonne, die eingekleidet wird, und die Engel ſangen wieder ein Lied, wovon ich wenig verſtand, weil ich unter dem Tuche lag. Auch wurde der Geſang immer ſchwächer und ſchwächer und ſchien ſich zu entfernen, bis er endlich gar aufhörte. Ich aber zitterte noch immer unter der Decke und wagte nicht, ſie emporzuheben und aufzuſtehen; denn ich war noch immer der Meinung, ich

ſolle wirklich ins himmliſche Paradies gehen. Mehr als zwei Stunden blieb ich liegen und wagte kaum zu athmen. Endlich hörte ich Geſang von Vögeln und vernahm Tritte, die mir nahe kamen; bald darauf ward mein Tuch aufgehoben, und ein heller Glanz ſchien mir in die Augen. Ich meinte den Glanz des Paradieſes zu ſchauen und die Engel; aber — der Tag war angebrochen, und Tommaſo der Ziegenhirt ſtand vor mir mit einer Kumme Milch und die Engel — kamen nicht wieder!" —

Als der Eremit hier herzlich ſeufzend inne hielt, brach die ganze Verſammlung in ein lautes Gelächter aus: „Vor ihm ſtand Tommaſo der Ziegenhirt mit einer Kumme Milch, und die Engel kamen nicht wieder!"

„Und der Schatz war weg!" jammerte der Eremit darein und zerraufte ſich und zerſchlug ſich. Da nahm das Gelächter immer mehr überhand, bis der Richter Schweigen gebot und zum Eremiten ſprach: „Verzeiht, wenn ich mitlache, aber es iſt ſonderbar, einen Mann, der ſich in die Waldeinöde zurückgezogen, in ſolcher Art um irdiſche Schätze jammern zu hören."

„Lacht wie ihr wollt; aber hört mich weiter! ſagte

der Eremit: und ſchützt mich den Geſetzen nach, gegen Raub und Einbruch! Ich höre, daß der Gragnaner Engel ſoeben einen Schatz gebracht hat und wette, daß es einer der meinigen iſt. Ich will ihn genau beſchreiben; es iſt ein ſchön gearbeiteter Kaſten, mit vielem Meſſing beſchlagen und geht von unten zu öffnen: inwendig liegt zu oberſt ein Pergament, darunter Gold und Juwelen."

„Habt Ihr die Schrift davon geleſen?"

„Nein, leſen kann ich nicht; aber es ſind viele Schnörkel darauf und es hängen gewaltige Siegel daran."

„Könnt Ihr den Kaſten öffnen?"

„O ja, ſogleich und hier iſt der Schlüſſel!" Mit Behendigkeit wandte der Eremit den Kaſten, öffnete ihn, und der Richter fand alles, wie jener es beſchrieben.

Schon wollte der Eremit nach dem Kaſten langen und ſich den Beſitz deſſelben wieder zueignen, ſchon wurden Giovanni und Angiolina bleich und Granco froh; als der Richter ſagte:

„Halt! Erſt laßt uns leſen, was hier geſchrieben ſteht?" — Er entfaltete das Pergament und las:

„Hiemit ſei jedwedem kund und zu wiſſen, daß ein jeder, welcher dieſen Schatz auffindet und denſelben den wahren Erben oder Nachkommen des Don Bernardo Carino nicht zukommen läßt, verdammt ſein ſoll bis in alle Ewigkeit, als ein ſchändlicher Räuber und Entwender fremden Gutes. Er ſoll krumm werden und lahm und blind bleiben, bis ſeine Seele hinunterfährt, wo keine Erlöſung iſt!“

Don Orzo hatte noch nicht ausgeredet, als alle riefen: „Bernardo Carino? Bernardo Carino? war das nicht Dein Urgroßvater, Giovanni, von dem alle Welt ſagt, daß er der reichſte Mann vor dem Kriege war?“

„Ja wohl, rief Giovanni: und ich kann es gerichtlich beweiſen!“

„Das weiß ich ſelbſt genau, ſagte der Richter: ich habe Deinen Großvater noch wohl gekannt. Aber Ihr mein frommer Waldbruder, verlangt Ihr dieſes Geld noch ſammt jenem Fluche des Verſtorbenen?“

„Nein! ſagte der Eremit und weinte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen; aber was habe ich nun für das Ausgraben des Schatzes?“ —

„Du ſollſt über meinen Geiz nicht klagen, ſagte

Giovanni: und, wenn Dir die Armuth ſo ſchwer fällt will ich mit Dir theilen!"

„Bravo! rief der Richter: Aber ein Viertheil genügt dem Finder, das andere behalte mit Gottes Segen!" —

„Und hier nimm meine Tochter Angiolina dazu!" ſprach Don Strintillo und legte ihre Hand in Giovanni's.

„Aber die Geſchichte mit den Engeln iſt ja noch nicht im Klaren?!" rief Granco dazwiſchen.

„Schweigt, Granco, das Reden hilft Euch doch nichts ſagte Strintillo: Mein Traum iſt erfüllt, um und um und nach allen Seiten und in allen Stücken. Was der Himmel thut, darüber dürfen wir nicht grübeln, die Engel ſind gut, die Tochter iſt meine Tochter, Giovanni mein Schwiegerſohn, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!" —

Gedruckt
bei Poeſchel & Trepte
in Leipzig